

OMNIBUS

Belles-lettres Blatt,
ersch. jeden
Sonntag Morgen.
Enthält außer zwei spannenden
Romanen.

aus der Feder der renommiertesten
Schreiber eine reiche Auswahl
von
unterhaltendem Lesehoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Neuigkeiten
der Woche.
Polst- und neueste Ra-
richten, Wochen-Rund-
schau etc.

Bedingungen:
Preis der Post:
\$3.00 per Jahr.

Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, der Square
von 10 Zeilen Rompairel
für jedesmalige In-
sertion \$1.00

Der Omnibus und das wö-
chentliche Volksblatt, durch die
Post, zusammen nur \$4.00
Der Omnibus und das halb-
wöchentliche Volksblatt, durch die
Post, zusammen nur \$5.00
Der Omnibus und das tä-
gliche Volksblatt, durch die Post,
zusammen nur \$9.00

Man adressire gef.
W. Krippenkapel,
Louisville Ky

Jahrgang 2.

Nummer 35.

OMNIBUS



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 23. August 1868.

Das tägliche
Louisville Volksblatt,
ersch. jeden Morgen und
enthält außer zwei spannenden
Romanen eine reiche Auswahl
von
unterhaltendem Lesehoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Neuigkeiten
der Woche.
Polst- und neueste Ra-
richten, Wochen-Rund-
schau etc.

Bedingungen:
Preis der Post:
\$3.00 per Jahr.

Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, der Square
von 10 Zeilen Rompairel
für jedesmalige In-
sertion \$1.00

Der Omnibus und das wö-
chentliche Volksblatt, durch die
Post, zusammen nur \$4.00
Der Omnibus und das halb-
wöchentliche Volksblatt, durch die
Post, zusammen nur \$5.00
Der Omnibus und das tä-
gliche Volksblatt, durch die Post,
zusammen nur \$9.00

Man adressire gef.
W. Krippenkapel,
Louisville Ky

Lamarmora.

Ha, hört Ihr nicht des Donners Großen,
Vor welchem Destrreich bangend weicht,
Nachträglich nicht die Salven rollen,
Daß selber Preußens Ruhm erblüht?
Lamarmora, von Muth entzogen
Nachträglich für Italiens Flor,
Er hat es richtig rausbekommen:
Er konnte damals nicht davor!

Vernehm, wie aus des Helden Munde
Noch jetzt es Feuererfpeit,
Daß von der Tiber bis zum Sund
Nur seinen Ruhm das Echo schreit,
Dem wahren Ruhm das Echo schreit,
Euch überzeugend hallt in's Ohr:
So wie es kam, so muß es kommen,
Lamarmora kann nicht davor!

Wie hat mit seiner Absicht Blige
Er in Gedanken kühn gekriegt,
Mit seiner Pläne Kugelspreiße
Er theoretisch obgeleigt!
Zum Ruin des Gipfels war gekommen
Im Siegeslaufe er empor,
Alles es mußte anders kommen:
Er konnte wirklich nicht davor!

Was thut's, wenn Preußens blasse Praxis
Durch trassen Zufall reißt,
Weil leider Clio's Thurn und Traris
Den Siegeswagen falsch kutschirt
Wenn nicht im Sturme er genommen
Des Festungs-Bereich's grimmes Thor,
So laßt Euch die Erkenntnis frommen:
Er konnte wirklich nicht davor!

Wie seiner Theorien Schmettern
Der Untergang für Destrreich war,
Nacht Euch nicht seines Mundes Wetter
Postnumerando das noch klar?
Und welches Ende es genommen
Dort bei Cusio's Ruhmesflor,
Und wie's in Böhmens ist gekommen
Glaubt mir, Er konnte nicht davor!

Kleine Bemerkung.

Zum Kraken für Die, welche es dabei juch.

Wenn nun gewisse Arbeiter gar
noch die Stride einer Strife anlegen wol-
len, so erscheint das nicht mehr als Stride
der Stride sondern schon mehr als Stride
der Stride!

Telegraphischer Gruß Beneded's an Lamarmora.

Arm in Arm mit Dir, so forde' ich mein
Jahrbuchend in die Kammer! — Wollen
wir uns nicht Beide malen lassen?

Telegraphischer Rückgruß Lamarmora's an Beneded.

Du sprichst ein großes Wort gelassen
aus! — Wenn ich nur der geeignete Pin-
fel für uns findet!

Telegraphischer Gruß Falstaff's an Beneded und Lamarmora.

Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eu-
rem Bilde der Dritte! — Ich schlage vor
als Dreie in Steiflein!

Telegraphischer Gruß Clio's an alle Drei.

Bon! Auf'n Pfeifenkopf!
(Mit Hilfe einiger Uedom'scher No-
ten wird dies ausgeführt.)

Öffentliche Erklärung.

Den Prinzipien der Moral und des
Christenthums folgend (und zwar nur
aus diesem Grunde!) haben wir uns
der zwischen den europäischen Großmäch-
ten vereinbarten Verwerfung all' und je-
der Spreng-Geschosse mit herzlichster Be-
geisterung angeschlossen.
Die Schindluder des Louisville
Omnibus.

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unsern Spezial-Cable.)

Louisville, 20. August. Hier ist
ein Malheur passiert. Ein Demokrat ist
plötzlich Republikaner geworden.

Jeffersonville, 20. August.
Hier spukt's. Gestern wurde nämlich der
Geist einer Indianerin gesehen, der in
Erinoline und Sommerbonnet gekleidet,
mehrere Mitglieder des Regiments in die
Sumpfe lockte. Was weiter passiert ist,
konnte nicht ermittelt werden. Wahr-
scheinlich war's nichts Gutes.

Washington, 21. August. John-
son hat Grant sagen lassen, daß er heute
zum letzten Mal den Fußboden im weißen
Hause waschen lasse. Grant steht sich jetzt
nach einem tüchtigen Dienstbäuerchen um.

New York, 22. August. Hier geht
es noch immer sehr anständig und stilllich
her. Uneheliche Geburten gehören nicht
mehr zu den Ausnahmen, ebenselbst kommen
nämlich gar nicht mehr vor. Einbrüche
und Mordthaten werden nur noch von den
respectabelsten Bürgern verrichtet.

Frankreich in Paris, 21. Au-
gust. Der Kaiser hat Urlaub erhalten.
Frankreich wird daher nicht mehr ge-
sondern gefestigt.

Geschäfts-Anzeige.

Mein früher in der Krim mit so außer-
ordentlich günstigem Erfolg betriebenes
Niederlags-Geschäft, habe ich seit kurzer
Zeit nach Samarkand (Central-Asien) ver-
legt und bitte um freundlichen Zuspruch.
Der bekannte „Eine tolle Nacht.“

„Preußen ist ein Militärstaat.“

Bezüglich dieses Ausspruchs des
Königl. Preussischen Kriegs-Ministers v.
Roon, vor dessen wissenschaftlicher Ge-
legenheit ich im Uebrigen vollen Respekt
habe, erlaube ich mir folgende Bemerkun-
gen:

In einem Militärstaate ist die
constitutionelle Verfassung nur ein
Spielzeug in der Hand des Absolutis-
mus.

Wäre Preußen ein Militärstaat, so
wäre die auf den Frieden basirte
Wohlfahrt der europä-
ischen Völker fortwährend
gefährdet.

Preußen ist ein deutscher Volksstaat,
der die Aufgabe hat: wie über den
Bundestag, so über den Bundesrat
wehrt sich das Norddeutsche Bundes-
parlament die deutsche Einheit
zu schaffen. Jede andere Charakteris-
tik ist entweder gesucht, oder in
Vorübergehendem gefunden.

Ein Militärstaat hat in un-
serer heutigen Culturwelt keine mora-
lische Existenz-Berechtigung mehr.
Und wovon lebt heut ein Militär-
staat? Er frisst sich selbst
auf.

Aufführer. In England kündigte ein
Mann an, morgen sei bei ihm ein Pferd
zu sehen, welches so viel Augen habe als
Tage im Jahr. Alles lief hinzu und die
Sache war richtig. Es war der zweite
Januar, also zwei Tage im Jahr, und das
Pferd hatte auch wirklich zwei Augen.

Ein „hochgeborener“ Schulner wird
im Inferatentheil der „Basel. Nachrich-
ten“ auf folgende Weise an den Pranger
gestellt: „100 Thaler Belohnung sichere
ich Demjenigen zu, welcher mir den Auf-
enthalt des Prinzen Felix von Hohenzol-
lern, Bruder Sr. Durchlaucht des Herzogs zu
Ujest und Schwiegervaters des deposedirten
Kurfürsten von Hessen, so nachweist, daß
ich ihn wegen rechtskräftiger Wechselvor-
rechnung von 45,000 Thaler zum Personal-
arrest bringen lassen kann.“
A. A. Aronson in Berlin.



Friß: Au, Mutter, mein Baden!
Johann: Na, was ist denn los?
Friß: Denke Dich, Johann, ich
bin was geworden.
Johann: Was denn?
Friß: Krähig.

Comische Anzeigen.

— Mein Garten im Gartenfelde mit
Lanzsack, ist wegen Altersschwäche mit
über ohne Einrichtung zu verkaufen.
F. W. Strauß.

— Uralten Nordhäuser, dies-
ses weltberühmte Getränk besitzt einen ei-
genthümlichen, appetitirenden guten Ge-
schmack, eignet sich besonders zu Frühstü-
cken, auf Reisen als Erquickung
Schäpchen, und hat sonst noch die
Eigenschaft, bei mäßigem Genuß Heiter-
keit, frohen Muth, Humor und Lust zur
Arbeit zu erwecken. Die versiegelt 6 Maas
Flasche 48 fr., mit der Bouteille 6 fr. mehr
bei
Heinrich Adam Schneberger,
auf dem Biermarkt in Mainz.

— Electrische Bürste des Dr. La-
rentius in Paris.

Schönheit und Erhaltung der
Zähne.
73-jähriger Erfolg. Durch eine einfache
physiologische Wirkung erzieht diese Bürste alle
schädlichen Substanzen. Raschestes Re-
sultat. Diese Bürste wird trocken ange-
wendet. Sie entfernt den Weinstein, ver-
leiht den Zähnen Glanz und Weiße, heilt
angefressene Zähne, Nervenschmerz und
Entzündung des Zahnfleisches etc. Das
Electric-Laurentius ist vervollständigt
die Wirkung der Bürste. In Pa-
ris bei Mad. Sora, 12 Rue Louvois.
Gen.-Depot für Deutschland bei J. Wolff
& S. Hoflieferanten in Carlsruhe.

In Mainz bei
Ed. Hourtigue.

— Aus dem Schreiben eines Unter-
Agenten einer Feuer-Versicherungs-Ge-
sellschaft an den General-Agenten:
„Anbei überende Ihnen den Gasthof-
besitzer W. Er ist vorne massig, hinten
schmachtig. Auch befindet sich dabei
ein Wasserbasseng. Er wollte erst bei der
Magdeburger rein; aber ich fing ihm. Ich
kenne ihn schon. Wenn er mal rein ist,
geht er nicht wieder. — Wollen wir nicht
mal wieder rein rüden lassen?“

— Ein braves Mädchen sucht Kunden
zum Waschen und Putzen, Johannist. 88.
Aus reinlichen Plättern.

— 2 Gütchen Belohnung für einen Ka-
narienvogel, der entflohen ist und ihn zu-
rückbringt flachsmärkt. 28 neu.

— Ein israelitisches Ladenmädchen wird
gesucht, in einem lebhaften Städtchen am
Rhein, welches in einem Kurzwaaren-Ge-
schäft gestanden hat; dasselbe muß mit
guten Zeugnissen versehen sein. Näheres
auf frankirte Anfragen unter 9182 bei der
Erped. d. Bl.

— Anzeige. Vor meiner Abreise
nach New-York ersuche ich alle Diejenigen,
welche noch Ansprüche zu machen glauben,
sich baldigst zu melden.

J. Weinlich, Opernsänger.

— (Ein Erläuterung's Wo-
nungsgesuch.) Im „Leipz. Tagbl.“
ist folgendes Gesuch zu lesen:

„Ein „Erläuterung's“ sucht ein Quartier,
selbstverständlich mit so vielen Salons,
Komforts, als in Leipzig eben möglich ist,
und unter der Bedingung, daß ein Bür-
gerlicher noch nicht darin gehaust hat etc.“
Diesem giebt ein Bürgerlicher in der dar-
auf folgenden Nummer desselben Blattes
folgende Antwort: „Dem „Erläuterung's“
aus dem gestrigen Tageblatt, welcher ein

elegantes Quartier sucht, worin noch kein
Bürgerlicher gehaust hat, werden hiermit
die Kassenfälle im Johannis-Hospital
empfohlen.“

— Dieser Tage kamen in einem Hause
zwei Diebstahle eigener Art vor; der eine
war ein Attentat auf ein Laib Brod, wäh-
rend eine Stiege höher ein Paarwed an-
nerirt wurde, daß die beiden Diebstahle
Folgen des Hungers waren geht daraus
hervor, daß bei denselben noch werthvolle
Gegenstände standen die unberührt blie-
ben.

— Vorgestern Nachmittag kamen bei
der Verfertigung von Stoffen im Alter-
schen Laden wieder zwei Taschendiebstahle
vor, meistens sind es Frauenzimmer
die das Opfer solcher Individuen sind,
die sich Geschwäge mit Bekannten wenn
solche treffen; so tief im Gespräche ver-
leitet daß sie weder hören noch sehen, was
um und mit ihnen vorgeht.

— Es werden Schreinergehilfen auf
englische Kanapés gesucht. Näheres im
Verlage.

Ein interessanter Theaterzettel aus dem
vorigen Jahrhundert.

Nachfolgend ein wörtlicher Abdruck des
interessanten Documentes, womit Schil-
ler's Räuber bei dem Publikum eingeführt
wurden:

Sonntag den 13. Jänner 1782.
wird
auf der hiesigen National-Bühne
aufgeführt

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen;
für die Mannheimer National-Bühne
vom Verfasser Herrn Schiller
neu bearbeitet.

Personen:

Marimilian, regierender Graf von Moor	Fr. Kirchhöfer.
Karl, seine	Herr Voep.
Franz, seine	Herr Jfland.
Amalie, seine Nichte,	Mad. Toscani.
Spiegelberg,	Fr. Pöschel.
Schweizer,	Fr. Veil.
Grimm,	Fr. Krenschub.
Schusterle,	nachher Fr. Frank.
Koller,	Fr. Toscani.
Razmann,	Fr. Herter.
Kosinsky,	Fr. Bed.
Herrmann, Vastard eines	
Edelmanns	Fr. Meyer.
Eine Magistratsperson	Fr. Vern.
Daniel, ein alter Diener	Fr. Bakhaus.
Ein Bedienter	Fr. Epp.

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre,
als Kaiser Maximilian den ewigen
Landfrieden in Deutschland stiftete.

Die bestimmten Eingangsgelder sind
folgende:

In die vier ersten Bänke des Par- terres zur linken Seite	45 fr.
In den übrigen Bänke	24 fr.
In die Reserve-Loge im ersten Stod	1 fl.
In eine eben solche Loge des zwei- ten Stods	40 fr.
In die verlassene Gallerie des zweiten Stods	15 fr.
In die Seiten-Bänke alda	8 fr.

Wegen Länge des Stückes, wird heute
präcise 5 Uhr angefangen.

Der Verfasser an das Publikum.

Die Räuber—das Gemälde einer ver-
trefen großen Seele—ausgerüstet mit allen
Gaben—verlor—jüngelloses Feuer und
schlichte Kammeradlichkeit verbarben sein
Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis

er zuletzt an der Spitze einer Norddren-
nerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte,
von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle
Tiefen der Verzweiflung — doch erhaben
und ehrwürdig, groß und majestätisch im
Unglück, und durch Unglück gebessert, rüd-
geführt zum Hirtreflichen. — Einen sol-
chen Mann wird man in Räuber Moor
beweinen und hassen, verabscheuen und
lieben.

Franz Moor, ein heulerischer, heimtü-
discher Schleiher—entlarvt, und geprengt
in seinen eigenen Mienen.

Der alte Moor, ein allzu schwacher
nachgebender Vater, Bergarbeiter, u. Stif-
ter vom Verderben und Elend seiner Kin-
der.

In Amalien die Schmerzen schwärme-
reicher Liebe, und die Folter herrschender
Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsetzen in
die innere Wirthschaft des Lasters Blicke
werfen, und wahrnehmen, wie alle Ver-
goldungen des Glücks den innern Ge-
wissenwurm nicht tödten—und Schreden,
Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter
seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe
mit Schreden dem Ende der jügellosen
Ausweiflungen nach, und der Mann
gehe nicht ohne den Unterricht von dem
Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der
Vorsicht, auch den Bösewicht zu Verleu-
gungen ihrer Absicht und Verichte brauchen,
und den verworrensten Knoten des Ge-
schicks zum Auflösen auflösen könne.

Ueber die Hergänge in der Walpurgis-
nacht. Die noch jetzt verbreitete Volks-
sage, daß die Heren in dieser Nacht auf
Pfengabeln, Besen und dergleichen In-
strumenten durch die Luft nach dem Bro-
den oder „Blodsberg“ reiten, um sich da-
selbst mit ihren Buhlen beim Tanz und
Schmause zu belustigen, hat ihre Entste-
hung unstreitig in alten deutschen Reli-
gionsgebräuchen. Unfre heidnischen Vor-
fahren verrichteten ihre gottesdienstlichen
Handlungen bekanntlich immer im Freien,
auf höher gelegenen Punkten, am Wasser
oder unter einem hohen Baum. Bei sol-
chen Gelegenheiten wurde gleichzeitig ge-
tanzt, geschmaust und Gericht gehalten.
Die Cherusker und Bructerer, welche an
und auf dem Harz wohnten, verrichteten
auf dem Broden ihre Opfer; diese wur-
den alle Jahr einmal, und zwar zur Früh-
jahrzeit gehalten. Als das Christenthum
in Deutschland sich ausbreitete, sah man
diesen heidnischen Gebrauch als Teufels-
werk und Abgötterei an. Die christlichen
Lehrer schilderten dem Volk den Teufel als
einen mächtigen Feind des menschlichen
Geschlechts, der sich sichtbar und unsicht-
bar machen könne, der an Ethern und
Schandthaten ein Vergnügen finde, und
dem alle Elemente, um Menschen u. Vieh
zu schaden, zu Gebote stehen. Diefelbe
Meinung hegten die Heiden von ihren
Göttern, und so war bei dem rohen, zum
Aberglauben geneigten Volk nichts natü-
rlicher, als daß daraus die Fabel von
der teuflischen Zusammenkunft und dem
Festentanz auf dem Broden entstand. Be-
kanntlich zeigt man daselbst noch die Stelle,
wo der Festentanz gehalten wird, die „Teu-
felsanzel“ und den „Teufelsaltar.“ Auch
in andern Gegenden nennt man, außer
dem Riesengebirge, noch mehr Hägel, hohe
Bäume und erhabene Orte, auf denen ehe-
mals Bäume gestanden, wo dergleichen
Teufels- und Herentänze in der Walpurgis-
nacht gehalten worden sein sollen. Die
Ausfagen der in den finstern Zeiten der
Aberglaubens als Heren benutzten Wei-
ber aber wurden durch die Folter erpreßt:
bei Einigen brachte sie auch wohl wirkliche
Einbildung hervor. Sie hatten sich zur
Nachtzeit in fester Lieberzeugung dazu vor-
bereitet, sich mit einer betäubenden Salbe
eingerieben, und felen daher leicht in
Verzudungen, während welcher ihre an-
gespannte fränke Phantasie mit dem Teu-
felsput beschäftigt war.

Eine Klostergeschichte.

(Schluß.)

Schwager und Schwägerin.

Die kostbare Wanduhr in dem Zimmer des Schlosses zu Thalhausen, in welchem die Gesellschaft zu Abend gespeist hatte, schlug zwei Uhr Nachts.

Sie waren noch alle beisammen, mit Ausnahme Derer, die zu dem alten Kloster Maria am Meere gegangen waren. Sie warteten auf deren Rückkehr.

„Schon zwei Uhr!“ sagte die Frau von Helmschwert.

Die Dame war sehr böse. Der Schlag der Uhr hatte ihren Zorn neu geweckt. Sie sah vorwurfsvoll ihre Tochter an. Zu dieser hatte sie auch die Worte gesagt.

Die kleine Susanna blieb vollkommen ruhig. Sie wiegte sich in ihrem Hauteuil. Sie wartete auch, aber doch anders, als die Anderen.

„Ja, zwei Uhr,“ wiederholte sie.

„Und noch hört und sieht man nichts.“

„Vielleicht haben sie in dem Kloster zu viel gegeben und gebört.“

„Und Du kannst das so ruhig, so theilnahmslos sagen?“

„Für wen sollte ich mich ängstigen?“

„Ist nicht Dein eigener Bruder dabei?“

„Aber unter dem Schutze von zwei so tapferen Cavalieren.“

„Fräulein,“ sagte das Fräulein Sidonie, „Sie scheinen in dem Kloster sehr genau bekannt zu sein?“

„Ja!“

„Sie waren oft da?“

„Als Kind schon.“

„Und ohne Ihren Bruder?“

„Ohne meinen Bruder.“

„Allein?“

„Allein?“ wiederholte Fräulein Susanna wie träumend.

Das Fräulein Sidonie hatte Alles so lauernd gefragt.

Die kleine Susanna hatte es wohl bemerkt. Ihre Antworten hatten mit dem Lauern gespielt. Sie schien sich jetzt auf eine Antwort zu besinnen. Sie blickte in sich hinein; manche Erinnerungen mochten sich ihr zeigen. Sie sah ihre Mutter an; in dem die Gewohnheit des Herrschens bezeugenden, in diesem Augenblicke zugleich vom Zorne gerötheten Gesichte mochte Manches sich ihr zeigen, das feindsel, tödtlich den Erinnerungen ihres Herzens entgegentrat.

„Mit meiner Tochter ist es etwas Anderes,“ hatte die Mutter zu der Frau von Helmschwert gesagt, als davon die Rede war, daß ihr Sohn für die Wahl eines Lebensgefährten seine Wahl habe. War es mit der kleinen Susanna doch nicht anders?“

„Nein, nicht allein,“ antwortete Fräulein Susanna entschlossen dem Fräulein Sidonie.

„Als Kind nicht, oder auch später nicht?“

„Als Kind nicht, und später nicht.“

„Als, auch später nicht?“ Sie mußten in angenehmer Gesellschaft da sein, daß Sie den unheimlichen Ort so oft wieder betreten konnten.“

„Unheimlich? D, es war schon da, besonders um Mitternacht, wenn der Mond schien.“

Die Frau von Helmschwert schien auf glühende Kohlen zu sitzen.

„Kommt da nicht etwas?“ fragte sie. Man hörte. Man hörte nichts.

„Nein, Mutter.“

„Sie waren auch um Mitternacht da?“

fragte das Fräulein Sidonie, die sehr neugierig war.

„In mancher dunklen und hellen Mitternacht.“

„Sie mußten unter sicherem Schutze sein.“

„Zuerst unter dem eines Kindes, und dann—“

„Und dann?“

„Susanna!“ rief fast drohend die Mutter.

Aber Susanna war immer entschlossener geworden.

„Warum nicht, Mutter? Warum soll ich nicht von einem armen Kinde, und einem braven Menschen erzählen? Hören Sie, Fräulein. Erinnern Sie sich, daß ich von einem reichen Juden sprach, der in den Klosterruinen das Beste verloren hatte, seinen Verstand?“

„Sie sprachen davon.“

„Der hatte einen Sohn. Der Knabe hatte keine Ruhe gehabt, bis er die Stelle sah, an der sein Vater so unglücklich geworden war. Ich fand ihn dort, weinend, bitter weinend. Ich war ein Kind, wie er. Ich mußte mit ihm weinen, und dann ihn trösten.“

„Und dann wurde er Ihr Schütz?“

„Ja.“

„Auch später?“

„Horch, da kommt in der That etwas,“ rief die Frau von Helmschwert.

Diesmal kam etwas. Man hörte das Klatschen einer Peitsche, dann das Rollen eines Wagens, dann das Schreien von Pferden.

„Was mag denn das sein?“ rief verwundert die Frau von Helmschwert.

„Sie scheinen noch späten Besuch zu bekommen, meine Liebe, oder vielmehr schon früh,“ sagte die Frau von Helmschwert.

Fräulein Susannas Gesicht hatte sich erhellt. Es schien da zu sein, was sie erwartet hatte.

Der Wagen hatte vor dem Hause gehalten.

Ein rascher, schwerer Tritt wurde in dem Gange vor dem Zimmer hörbar. Er näherte sich.

„Wer kommt da?“ rief die Frau von Helmschwert. „Das ist nicht Joachims Schritt.“

Sie war ängstlich geworden. Der Schritt hatte die Thür erreicht. Die Thür wurde rasch aufgemacht.

Eine große starke Figur erschien in dem Zimmer, ein kräftiges, sonnenverbranntes Gesicht.

Die Frau von Helmschwert hatte es schon am Nachmittage gesehen. Ihre Tochter kannte es wohl noch nicht. Aber die Frau von Helmschwert und die kleine Susanna kannten es desto besser.

Die Frau von Helmschwert rief aber nicht wieder: Das ist unverkennbar. Sie war auch nicht glühend roth geworden. Aber beinahe leichenblau wurde sie.

Das kräftige Gesicht des alten Mannes war sehr ernst.

„Frau Schwägerin,“ sagte der Bauer, „ich habe Ihnen etwas Dringendes zu melden. Es wird Ihnen auch nicht besonders angenehm sein.“

„Um Gotteswillen, woher kommen Sie?“

„Geradwegs aus dem Kloster.“

„Mein Sohn!“

„Er ist gut aufgehoben.“

„Aber mein Sohn?“ rief die Frau von Helmschwert.

„Sind Sie die Mutter der beiden jungen Herren?“

„Eines.“

„Des Jungen?“

„Des Offiziers.“

„Sie sind Beide hier.“

„Und kommen nicht hierher?“

„Ich habe sie mitgebracht.“

„Im Wagen?“

„In meinem Wagen.“

„Um Gotteswillen was ist geschehen?“

„Sie leben doch noch?“

„Sie leben noch, Beide. Aber—“

„Aber, aber?“

„Sie waren in einem etwas desolaten Zustande. Den Einen, den langen Herrn hatte der Schreck so gelähmt, daß er gar nicht mehr gehen konnte.“

„Und mein Sohn?“

„Der Herr Lieutenant hinkte—der Andere hatte in seiner Angst ihn mit sich niedergerissen, daß er das Bein verstaucht hat.“

„So sagte er.“

„Mein armer Arthur! Wo ist er? Ich muß zu ihm.“

Der alte Joachim bringt die beiden Herren nach oben in ihre Zimmer. Hierher wollten Sie nicht.“

„Ich glaube es,“ lächelte Fräulein Susanna in sich hinein. „Die werden Thalhausen verwünschen, und Vergiftungen und Heilort dabei, und sie wollten alle die drei schönen Güter haben.“

„Komm, komm, Sidonie, zu dem armen Arthur,“ rief die Frau von Helmschwert ihrer Tochter zu.

Die beiden Damen verließen das Zimmer.

„Die beiden Herren haben sich wohl sehr gefürchtet. Dasselbe Helmer!“ sagte Fräulein Susanna.

„Es war aber arg, Du kleine Wetterbere.“

„Erzähle.“

„Und Fritz? Fritz?“ rief die Frau von Helmschwert.

„Ja, Fritz, was macht er? Von den Andern nachher.“

„Er ist wohl auf, wie ich denke.“

„Wie Sie denken?“

Der Bauer wurde wieder ernst.

„Frau Schwägerin, wollen Sie mich mit Ruhe anhören?“

„Es ist ihm doch kein Unglück begegnet?“

„Ein Glück hoffentlich. Ein recht großes Glück.“

Die Frau von Helmschwert schien zu erröthen. Sie fuhr fast wütend auf.

„Ich will nicht hoffen.“

„Ruhig, Frau Schwägerin, sonst erzähle ich nichts, und Sie erfahren nichts.“

Die Dame bewang sich.

„Erzählen Sie.“

Der Bauer erhob seine Gestalt. Er war ein schöner alter Mann, Er sprach mit tiefem, würdigen Ernste.

„Frau Schwägerin, Sie haben meinen verstorbenen Bruder so weit gebracht, daß er die Thorheit beging, sich adeln zu lassen.“

„Gibt Sie das etwas an?“ fuhr die Frau von Helmschwert wieder auf.

Der Bauer blieb ruhig.

„Die Eitelkeit läßt Ihnen noch keine Ruhe.“

„Erzählen Sie von meinem Sohne.“

„Jetzt wollen Sie sogar, um mit dem vornehmen Adel in Verbindung zu kommen, Ihre Kinder unglücklich machen.“

„Wer sagt Ihnen das?“

„Heute sollte der brave, ehrliche Fritz mit der vornehmen Dame verlobt werden, die da eben mit ihrer Mutter hinausging, und die in der Residenz schon vor zehn Jahren den Lieutenant und den Herrn vom Hofe gut genug war.“

„Verleumben Sie nicht.“

„Da mußte ein Einsehen geschehen. Meinen guten Worten wollten Sie am Nachmittage kein Gehör geben. Da mußte Gewalt helfen.“

„Gewalt? Auch gegen Fritz?“

„Auch gegen ihn. Sie haben ihn so unterjocht, daß er nur noch Ihren Willen hat. Er mußte zu einem anderen Willen gezwungen werden.“

„Was haben Sie mit ihm gemacht?“

„Er ist heute Nacht entführt worden.“

„Wo? Wohin?“

„Wo? Im Kloster habe ich ihn aufheben lassen. Wohin? Das sage ich Ihnen erst, wenn Sie mir feierlich Ihre Einwilligung geben, daß er die Marianne heirathen darf.“

„Die Marianne? Wo ist die Marianne?“

„Mit ihm auf und davon. Sie hat ihn entführt.“

„Die—“

„Kein Wort gegen das Mädchen, Frau Schwägerin. Sie ist brav, sie ist tausendmal mehr werth, als das vornehme Nestlingsfräulein. Und Fritz liebt sie, und sie ihn. Sie wären Beide ohne einander gestorben.“

Die Frau von Helmschwert rannte fast außer sich in dem Zimmer umher.

„Nun, Frau Schwägerin?“

„Wo haben Sie Fritz gelassen?“

„Die Einwilligung, Frau Schwägerin!“

„Mutter,“ bat Fräulein Susanna, liebe Mutter!“

„Fritz!“ rief die Mutter sie von sich.

Der Bauer setzte sich ruhig auf einen Stuhl.

„Komm her, Susanna. Derweil Deine Mutter sich besinnt, erzähle ich Dir, was im Kloster vorgefallen ist.“

Susanna war, trotz allem Anderen, neugierig darauf.

„Wir fuhren in meinem Rabine hin,“ erzählte der Bauer. „Meine Tochter war mit. Sie trug weiß, Marianne schwarz.“

So hatten wir es verabredet. Wir fuhren in den kleinen Hofen, an das verborgene Pfortchen. Wir gingen in den Gang, der unter die Kirche führt. Die Marianne und meine Tochter ließ ich da. Sie sollten nicht eher herauskommen, als bis ich ihnen ein Zeichen gäbe. Ich sah unterdessen nach, ob die Herren da seien. Fritz war da. Ich hörte ihn die Treppe hinuntersteigen. In der Kirche kann man Alles hören. In dem nämlichen Augenblicke kamen auch die beiden Anderen. Zum Glück von der andern Seite. Ich war in einem Winkel der Kirche versteckt. Ich gab den beiden Mädchen den Wink. Sie kamen aus dem unterirdischen Gange heraus. Zu derselben Zeit kam ich aus meinem Winkel hervor. Die beiden Herren sahen die Mädchen. Dann auf einmal nicht. Nun, große Helden waren sie eben nicht. Aber Deine Mutter will mir etwas sagen.“

Die Frau von Helmschwert war näher getreten. Sie hatte zugehört.

„Also solche Geschichten hatten Ihr verabschiedet!“

„Ja, Frau Schwägerin, einmal, um Fritz zu entführen, und dann auch, um die Susanna hier ein für allemal von solchen Freiern zu erlösen. Der Fritz hatte einmal mehr Courage. Als die beiden um Hilfe riefen, war er ohne sich zu besinnen in die Kirche gestürzt, um ihnen zu helfen, und er schreckte nicht zurück, als er die schwarze und selbst die weiße Gestalt sah und er erkannte uns doch erst nachher, und da lief er nach meinem Hause, um den Wagen zu holen, in dem ich sie hierher bringen mußte!“

„Und wo ist er jetzt?“ fragte die Frau von Helmschwert.

„Wer? der Fritz?“

„Ja.“

„Sie haben sich also besonnen?“

„Wo ist er?“

„Jedenfalls außer Ihrer Gewalt. Sie wissen, ein paar Meilen weit liegen Inseln im Meere. Sie gehören nicht mehr zu unserem deutschen Lande. Die See war ruhig und glatt, wie ein Spiegel. Ihr sollt einmal eine Lustfahrt bei Nacht machen, sagte ich zu den Weibern. So sind sie zusammenweggeschifft. Ich hatte meine Freude an dem Fritz, an seinem frischen Muth, er war auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden. Nun, Frau Schwägerin?“

„Zusammen sind sie fort.“

„Zusammen.“

„Nach den Inseln?“

„Außerhalb Ihrer Gewalt.“

„Und der Fritz zeigte so viel Muth?“

„Er hatte ihn.“

„Und die Anderen nicht?“

„Nein, Frau Schwägerin!“

„Es sei!“

„Sie willigen in die Heirath der Beiden?“

„Ja.“

„Des Fritz und der Marianne?“

„Ja.“

„Feierlich?“

„Feierlich und feierlich.“

„Brav, Frau Schwägerin. Geben Sie mir die Hand. Sie haben verziehen. Ich verzeihe Ihnen Alles. Alles. Wo die Beiden sind, wissen sie nun schon. Morgen, oder eigentlich heute, fahren wir Alle hin, sie wieder zu holen.“

„So sei so, Schwager,“ sagte die Frau von Helmschwert, und sie gab ihm ihre Hand.

Es war wohl das erste Mal in ihrem Leben, und vielleicht auch zum ersten Male sagte sie Schwager zu dem Bauer.

Ihre Tochter Susanna näherte sich ihr.

„Mutter, verzeihe Du auch mir?“

„Ja, mein Kind.“

„Und—Mutter—?“ und der Am- schel, darf auch er—?“

„Nein!“ rief die Mutter, heftig, strenge, entschieden.

Susanna hat nicht mehr.

Nach einem Jahre war sie doch die Frau Amshel Meier.

Ich glaube, ihre Schwägerin Marianne, die mit ihr der Liebling der Mutter geworden war, hatte so lange für sie gebeten, bis die Mutter Ja gesagt hatte.

Ein nächtlicher Besuch.

Anekdote aus Meyerbeers Leben.

Es war eine dunkle, kalte Dezember- nacht!

Still lag das jedem Berliner bekannte Haus des Meisters Meyerbeer auf dem Pariser Plage der Haupt- und Residenzstadt Berlin, umgeben von tiefem Schweigen. In der zweiten Etage schlief der unsterbliche Componist, der noch spät in den Abend hinein an seiner „Afrkanerin“ geschaffelt hatte.

Plötzlich wurde heftig an der Klingel des Portiers gerissen, daß die Glocke schrillend durch das stille Haus klang und auf den Pariser Platz hinaustönte.

Der Portier erwachte und zündete seine Lampe an. „Der mag ja so ungewohnter Stunde hören?“ fragte er sich, blickte freudlos aus dem Fenster und sieht einen ihm unbekannten Mann im Reisepelz ungeduldig an der verschlossenen Thür stehen und den Schnee mit seinen Fingern stampfen.

„Ich muß Maestro Meyerbeer sprechen,“ rief er dem Portier, der geöffnet hatte, in fürchterlichem Deutsch zu. „Bringen Sie mich zu ihm.“

„Der alte Herr schläft,“ sagte zaudernd der Portier. „Ich darf ihn erst um acht Uhr wecken.“

Der Fremde ließ sich nicht abweisen. Der Portier führte ihn in die zweite Etage.

Meyerbeer war von dem Lärm erwacht. „Was gibt's?“ fragte er den Leise an das Bett tretenden Portier.

Der Fremde nahm gar keine Rücksicht auf den grausam gestörten Generalmusikdirektor, eilte gleichfalls an das Bett und schob den Portier bei Seite, der kaum Zeit hatte, die ihm unten an der Thür von dem Besucher gegebene Karte auf das Nachtschreiben zu legen.

Der Fremde nannte seinen Namen, Meyerbeer reichte ihm entzückt die Hand und ließ ihn herzlich willkommen. Der Besucher hielt sich nur einige Stunden in Berlin auf und hätte es sich nie vergeben, wenn er nicht wenigstens, wie er sich ausdrückte, seinem großen Vorbild die Hand gedrückt hätte. — Dies war nun geschehen, der Fremde entfernte sich, das Haus wurde wieder still, Meyerbeer sank in die Kissen zurück und schlief ruhig weiter.

Am andern Morgen trat der Portier wieder in das Zimmer Meyerbeers. Dieser erwachte.

„Ich habe unruhig geschlafen,“ sagte er verdrießlich, mir träumte, es sei ein Kärm im Hause und jemand in meinem Zimmer gewesen. Darüber machte ich auf und schlief erst nach einer halben Stunde wieder ein.“

Der Portier gab ihm lächelnd die Visitenkarte, die noch auf dem Nachtschreiben lag. Meyerbeer las ganz erstaunt: V e r d i.

Der heftigste italienische Componist war auf der Durchreise nach Petersburg in Berlin gewesen und glaubte eine Pflicht der Pietät erfüllen zu müssen. Meyerbeer hatte alles für einen Traum gehalten. Das konnte man ihm verzeihen — es war sechs Monate vor seinem Tode.

Ein colossaler Fresser. Der kürzlich gestorbene Grenadier Laroze in Florenz, war einer der größten Vielfraße der Neuzeit: er verschlang binnen vierundzwanzig Stunden ein ganzes Rinderviertel, in wenigen Minuten hatte er ein für 10 bis 12 Mann ansehnliches Frühstück beiseite.

Er fraß Kalkseile, Pfropfen, und überhaup Alles, was ihm nur in die Hände kam. Besonders war er ein Liebhaber von Schlangen, die seinem Gaumen besser behagten, als die lechersten Male.

Die dicksten, größten Exemplare aß er lebendig ohne irgend ein Stück übrig zu lassen. Als er einmal eine Zeit lang zur Ausbilsarbeit im Hospitale verwendet wurde, hatte er sich eines großen Katers bemächtigt, und war schon damit beschäftigt, ihn lebendig zu zerreißen, als der Doktor Vorezi, der Oberstabsarzt der Armee, hinzugerufen wurde. Er hielt das Thier beim Halse und beim Schwanz fest und bearbeitete es mit den Zähnen zog ihm das Blut aus und ließ sehr bald nichts mehr übrig, als die Knochen, nagte dann wie ein Raubthier noch an den übrig gebliebenen Felle, zum Entsetzen der Lazarethgeschwulsen, welche der edelhaften Mahlzeit bewohnen. Die Krankenwärter versicherten, es eben zu haben, wie er das Blut von den zu Ander Gelassenen mit Bier trank, und Andere haben ihn dabei getroffen, wie er im Leichenhause von den Leichen aß. Zuletzt als es heraus kam, daß dieser Cannibale eine ganze Kindesleiche verschlungen hatte, wurde er aus dem Hospitale entfernt, wo er ein allgemeiner Gegenstand des Grauens war. — Er starb 26 Jahre alt an einer krankhaften eitrigen Diarrhoe, welche auf eine Verfaulung der Unterleibshöhle schloß, welche die Autopsie nach dem Tode bestätigt hat.

Lesebore.

Der Schneider Molin, der seinen Laden im Palais Royal hatte, war eines Morgens beschäftigt, seine fertigen Kleidungsstücke daran aufzuhängen, als ihn jemand derb auf die Achsel klopfte. Aengstlich drehte er sich um und sah einen großen starken Mann im Generalsbute und großem Mantel vor sich stehen, unter welchem die goldgestickte Uniform und das große Band der Ehrenlegion sichtbar wurden.

„Wie geht's, Molin?“ fragte der Soldat.

„Nicht ganz schlecht,“ antwortete der Schneider in großer Verlegenheit und ohne es zu wagen, die Hand zu berühren, die ihm der Soldat entgegenhielt.

„Nun, bist Du so reich geworden, daß Du Deine alten Freunde verachtest?“ fuhr der Andere fort.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr General, aber ich habe nicht die Ehre.“, stammelte der Schneider.

„Was, nach zehn Jahren kennst Du Deinen besten Freund nicht mehr, mit dem Du so manches Glas Wein getrunken hast, den Franz Joseph Lesebore! Ziere Dich nicht, Alter! Komm an mein Herz, wenn ich auch Marschall und Herzog von Danzig bin.“

Ich lade mich zum Frühstück bei Dir ein; laß was Gutes holen. Wir trinken auf unsere Jugend und morgen Mittag kommst Du zu mir; meine Herzogin ist auch nicht Holz, denn sie hat es nicht vergessen, daß sie das Marklen-derfische getragen hat.“

Molin war außer sich vor Freude; er lief hin und her, rief seinen Gefellen zu: seht, das ist mein Freund Franz! und gab tausend verkehrte Befehle zum Frühstück.

Der Herzog von Danzig hatte sich unter derb an eine Säule gelehnt und erschraf fast nicht weniger als vorher sein Freund, als ihn jetzt jemand auf die Achsel klopfte. Er rief sogleich den Hut herunter u. stammelte einige Worte, als der eben Angekommene sagte: „Ich habe meine Börse vergessen oder man sie mir gestohlen. Ich trat in ein Kaffeehaus und als ich bezahlen wollte, hatte ich kein Geld. Helfen Sie mir aus der Verlegenheit und bezahlen Sie den Kellner da, der mir gefolgt ist.“

Der Mann, der so sprach, war noch ziemlich jung und trug einen eben so schlechten blauen Rock als alten runden Hut. Als der Kellner bestiebtigt war, nahm der Mann den Arm des Marschalls und führte ihn ohne Umstände fort.

„Und unser Frühstück?“ rief der Schneider seinem Freunde nach, der ihn durch geheimnißvolle Winke zum Schweigen zu bringen suchte. Während der

Ein neuer Messias. Unter obiger Überschrift meldet die Illinois Staatszeitung folgende haarsträubende Geschichte:

Es ist eigentlich nicht zu verwundern, wenn sich täglich vor unseren Augen die ungeheuerlichsten Dinge vollziehen, sowohl auf moralischem als physischem Gebiet, denn unsere Zustände sind in einer Gährung begriffen, wie sie die Geschichte vielleicht nur zur Zeit der Völkerwanderung kannte. Damals war eine ausgelebte Welt (das römische Reich) im Auflösungsprozess, heute ist eine neue Welt im Bildungsprozess begriffen. Von allen Seiten werden die Steine zu diesem neuen Weltbau herbeigeschleppt, und gar wunderliche sind darunter, die wenn wir sie recht betrachten, sich als Verfeinerungen irgend eines vorweltlichen Gemüths, aus dem uralten Europa mit herüber gebracht, ausweisen. Solcher europäischer Reliquien haben wir noch eine große Menge, unsere ganze religiöse Anschauung ist eine Verfeinerung, auf der in abenteuerlichen Strichen manche schön, aber unwürdige Gestalt aber auch manches fragwürdige, an die indischen Götzen erinnernde Gesicht abgebildet ist. Zu den abscheulichsten Mißgeburten, die auf dem üppigen amerikanischen Boden fortkommen, während sie in Europa bereits eingestürzt und vergessen sind, gehört jene Ausartung des Spiritualismus, den wir den „Heilich gewordenen“ Spiritualismus nennen möchten, dieser von so vielen amerikanischen Narren umtanzt, der halb Mensch, halb Bestie, nur deshalb noch immer seine Opfer findet, weil der heutige Mensch, die mit dem Dampf fährt und mit dem Blitz schreibt, das vor zweitausend Jahren angelegene religiöse Gewand zu eng geworden ist und deshalb nach dem nächsten Beilen greift, das der Phantasie irgend etwas geheimnißvoll Verlockendes zeigt. Der Mensch wurzelt in der Religion mit der Phantasie: wenn diese auf dünnen Boden trifft, so zieht sie ihre Wurzeln weg und ranzt sich nach einem ihr mehr zuzugewandten Grund hinüber, und sollte dieser auch in einem elchhaften jedes moralische Gefühl erschlaffenden Pflanz bestanden. Die Leser erinnern sich, daß vor einiger Zeit in Newark, New Jersey, ein Mensch, der sich für den Heilich gewordenen Messias ausgab, verhaftet und verurteilt worden ist. Die Enthüllungen, die bei diesem Prozeß zu Tage traten, sind in ihrer schrecklichen Nacktheit nicht empfindlicher als die, welche in neuester Zeit ganz in unserer Nähe, in der Stadt De Kalb, Ill., gemacht worden sind.

Die „De Kalb County News“ widmet der Beschreibung dieser neuesten Sensation fünf volle Spalten, aus denen das mohlütige Vergnügen des Schreibers überall hervorkommt; wir geben davon nur die nackten Thatfachen, da es uns lediglich darum zu thun ist, den Krebsknoten unserer Zustände zu zeigen, damit mer Lust und Mut hat, das Messer daran setze, um ihn womöglich auszuschneiden.

Ein gewisser Rathrop, der im Staat New York zu Hause ist und von Jugend auf eine abenteuerliche Schwärmerei für das „Ewigweibliche“ zeigte, er ließ einmal seinem Vater davon, um sich in dem schönen Lande der Normannen niederzulassen, wurde aber von jenem wieder zurückgeholt) erschien vor einiger Zeit in der nahe bei De Kalb gelegenen Stadt Sycamore, welche, wie es scheint, von den Nachkommen der Abertiden bewohnt ist. Diese Stadt hielt Rathrop für den geeigneten Schauplatz seines zu erringenden Weltlaufes; er wußte bald der dortigen Bevölkerung ein unbegrenztes Vertrauen zu seiner Person einzufößen und begann nun frischweg seine Wunderkuren, die er an Personen jeden Alters und Geschlechts vollzog. Die Wunderkur bestand darin, daß der Doktor seine Patienten an der krankhaften Stelle des Körpers mit der Hand einriet, zu welchem Zweck der einzuwickelnde Körpertheil entblößt werden mußte. Je nach dem Alter und Geschlecht des Patienten fand jedoch der Doktor, daß sich der Sitz der Krankheit häufig an mehr als einem Körpertheil befand, ja in vielen Fällen erstreckt sich derselbe über den ganzen Körper. Wenn letzteres der Fall war, nahm er den Patienten mit in sein Bett, um ihn bequem „behandeln“ zu können. Diese Kuren betrieb der Doktor eine Weile allein, associierte sich aber dann mit seinem Hotelwirth, Namens Gamet und dessen Frau, um das Geschäft in höherem Styl zu betreiben.

Es wurde nun auch der Himmel in die Sache mit hereinbezogen, Rathrop ließ sich von seinem Herrgott adoptieren, d. h. er erklärte sich für den zweiten Sohn Gottes, den neuen Messias, „im Fleisch“, und zog in dieser Eigenschaft mit seinem früheren Hotelwirth Gamet, nunmehr „Daniel der Prophet“, und der früheren Frau Gamet, nunmehr „Mutter Gottes“ nach De Kalb, wahrscheinlich weil er diese Stadt für noch empfänglicher für himmlische Erscheinungen hielt als Sycamore. Die Wunderthätigkeit wurde nun in ein System gebracht. Eine ungläubliche Anzahl von Frauen und Mädchen drängte sich herbei, um sich von dem „Messias im Fleisch“ behandeln zu lassen. Er gab drei Grade der Behandlung. Beim ersten wurde der Patient bloß an einer

Stelle eingerieben, beim zweiten hatte er seine Kleider abgelegt und sich in ein von dem Wunderdoktor heilkräftig gemachtes Gewand zu hüllen, beim dritten fiel die letztere Prozedur weg. Beim Reiben blieb übrigens der Doktor nicht stehen. Eine Zugin, eine schwärmerische junge Frau, erzählt, er habe sie auf das Bett gelegt, ihr den oben beschriebenen dritten Grad der Prozedur appliziert, darauf lie sie mit seiner eigenen Person zu gebett und seine Zunge in ihr'n Mund gesteckt, dabei fortwährend ihren Körper zu reiben, während sie ihre Hand mit einem Theil seines Körpers in Berührung bringen mußte, den er ihr als ganz besonders wunderbar empfand. Die Patienten benahmen sich bei derartigen Prozeduren sehr verschieden.

Einige fühlten einen unwiderstehlichen Kitzel zum Lachen, andere wurden — wahnsinnig!

Unterjenseits suchten die beiden Affices des neuen Messias sich auf andere Weise nützlich zu machen. Der „Prophet Daniel“ sorgte dafür, daß das Interesse des Publikums an der himmlischen Compagnie nicht erlosch. Jeden Morgen, nachdem der Prophet aus dem Bett gestiegen, öffnete er das Fenster und schrie hinaus: „Guten Morgen, lieber Herrgott, hal! Du mir heute etwas aufzutragen?“ Die „Mutter Gottes“ aber beschäftigte sich mit Auferweckung der Todten, hatte jedoch dabei wenig Glück, da die Todten weniger Vertrauen in die Wunderthätigkeit des edlen Kleeblattes hatten, als die Lebendigen, und sich weder durch Reiben noch Schütteln in Erstaunen bringen ließen. Auch auf das Teufelsaustreiben verlegte sich die saubere Sippchaft, und hier wurde wieder das Universalmittel des Bearbeiters mit den Händen in Anwendung gebracht.

Endlich aber war das Maß voll. Der Messias und der Prophet wurden auf die Anklage eines jungen Mädchens, ein Komplott zur Verführung desselben geschmiedet zu haben, verhaftet und unter eine Bürgschaft von je tausend Dollars gestellt. Nach der Aussage dieses Mädchens, das auch eine der „Lebendigen“ Patientinnen war, hatten sich die beiden Affices bemüht, sie mit dem „Messias“ in „Fleisch“ in „geistlicher“ Ehe zu vermahlen, das Mädchen hatte jedoch durch die Wunderkur ihren Verstand noch nicht ganz verloren und war profanisch genug, den ihr gestellten Antrag vom criminalistischen Standpunkte aus zu betrachten. So ist wenigstens Hoffnung vorhanden, daß die Schurken ihren Lohn finden werden; ob auch die „Mutter Gottes“ vom Aem der Gerechtigkeit erreicht werden wird, wissen wir nicht.

Freilich werden polizeiliche Strafen wenig nützen, so lange es noch immer Narren und Narrinnen genug giebt, welche dem Hocuspocus religiöser Wäner zugänglich sind. Das Uebel liegt in der chaotischen Begriffs-Verwirrung, welche heutzutage auf religiösem und moralischem Gebiete herrscht. Es liegt etwas Neues in der Luft, das, wenn es zur Erscheinung kommt, eine Revolution hervorbringen muß. Bis dieses Neue sich Bahn bricht, bleibt das schwankende religiöse Bewußtsein der Massen den Anstreichen abgefeimter Buben oder dem phantastischen Unsinn verrückter Schwärmer preisgegeben und die Dummheit schwimmt oben auf.

J. R. Dodge, der Statistiker im Ackerbau-Departement in Washington, macht folgende Ermittlungen in Bezug auf die neuerdings aufgetretene Krankheit unter dem Rindvieh bekannt:

1. Die Krankheit wird verbreitet durch Vieh von Texas, Florida, überhaupt durch solches aus den Golfstaaten.

2. Diese Krankheit ist den benannten Staaten selbst unbekannt.

3. Vieh, welches diese Krankheit verbreitet, ist nicht nur dem Anschein nach gesund, sondern auch wirklich auf dem Wege der Besserung.

4. Wird eine gewisse Herde angestekt, so kommt sie um, theilweise aber die Krankheit keiner anderen Herde mit.

5. Ein beträchtlich höher gelegener Aufenthalt oder eine Entfernung von 2-3 Breitengraden nördlich vom seitherigen Aufenthaltsort ist erforderlich, um den hier wirkenden Krankheitsstoff zum Ausbruch zu bringen; eine weitere Entfernung um 2 Breitengrade nördlicher und einige Wochen Aufenthalt daselbst genügen, um den Krankheitsstoff aus dem System zu entfernen.

6. Transmisches Vieh, wenn es nach ungefähren Gegenden, wie z. B. nach dem Mississippi Tiefland gebracht wird, bis nach dem 16. Breitengrad hin, steht das dortige Vieh nicht an.

7. Medizinische Behandlung der Krankheit hat sich als unnütz erwiesen; hieraus ist zu schließen, daß sie nicht allgemein werden kann, ferner, daß ihre Verbreitung die Folge des Transports von transmischem Vieh ist, welcher vorläufig eingestellt werden sollte. Uebrigens entsteht die eigentliche Krankheit aus klimatischen Ursachen.

Montag, den 7. Sept. findet im Woodland Garten ein von der biesigen Turngemeinde in der veranstaltetes Volksfest statt. Diese Feste haben von jeher durch Gemüthlichkeit und Ordnung einen hervorragenden Platz unter ähnlichen Vergnügungen eingenommen.

Verhandlung des Polizeigerichts.

(Vor Richter Craig).

Samstag, den 23. August.

Beiträgen gewesene büßten wie folgt: Fred. Goodfellow mit \$3 und Bürgschaft auf 60 Tage in der Summe von \$100; Peter McKnight in gleicher Summe und \$100 Bürgschaft auf 60 Tage; Alex. Hatfield mit \$3 Strafe und \$100 Bürgschaft auf 30 Tage; John Holloran mit \$3 Strafe; Geo. Lewis mit \$3 Strafe und \$200 Bürgschaft auf 60 Tage.

Wm. D'Neal war bestraft, da ihm aber Jemand sein Geld gestohlen, wurde er laufen gelassen.

Wm. Sullivan, als verdächtige Person vorgeführt, wurde entlassen.

Coleman Walsh soll sich nächsten Samstag wegen Diebstahl von „Mary Connelly“ verantworten.

Christian Ohlendorf erhielt seine Unterbindung wegen Mißhandlung von Emma Gunther bis nächsten Montag verschoben.

Robert Murphy wurde wegen Bagatelldiebstahl von \$100 Bürgschaft angehalten, um sich zu verantworten.

Daniel Wise soll sich nächsten Dienstag wegen Beschwindelung von Campbell u. Co. um Holz, verantworten.

Wm. Naves, Mary Naves und Janny Naves, Mißhandlung von Thos. Brownfield. Letztere wurde entlassen und dann der Fall an die Grand Jury verwiesen.

Explosivende Brief-Couverts. Eine neue, nicht eben nicht ungefährliche Spielerei droht in diesem Augenblick wieder von Paris aus die ganze civilisierte (noch in dieser Beziehung ungläublich einfältige) Welt zu überschwemmen. Es ist ein sehr plumper Scherz, der in folgendem besteht: In einer Gesellschaft wird Jemand ein Brief überbracht mit der Aufschrift „Lili!“

„Der Express!“ und dgl. und der Bitte um schnelle Antwort. Und wenn er nun schnell das Couvert aufreißt, so explosirt dasselbe „zum Vergnügen“ der damit noch unbekannten Gesellschaft, aber auch wohl zum Erschrecken kränklicher, nervenschwacher Damen. Die Erklärung liegt sehr einfach darin, daß das Couvert mit einer der in den Raalbonbons benutzten ähnlichen Masse versehen ist, und die Idee ist deshalb eine sehr allgütige, abgesehen davon, daß wohl in zahlreichen Fällen der Witz dadurch in's Wasser fallen dürfte, daß der Empfänger den Brief mit Messer oder Schere am Rande aufschneidet, anstatt ihn aufzureißen.

Viel geistreicher würde die Idee sich folgendermaßen verwirklichen: Eine liebende junge Dame, ein verliebter Ged oder sonst irgend ein neugieriges, leicht erregtes Menschenkind empfängt ein zierliches Briefchen, erbricht es mit zitternder Hand — und der feurige, sprühende Inhalt verwandelt im selben Moment den ganzen Brief in eine lodernde Flamme, aus der nichts zurückbleibt, als ein zierlich kräuselndes Rauchwölkchen und der süße Duft eines köstlichen Parfums. Die Theorie würde einfach in einem zarten, feldem dem bekannten „Düppelpapier“ nach Art der Schießbaumwolle präparierten Briefbogen liegen, welcher durch die ebenfalls explosivende Zündmasse der Deklate zur Flamme entfacht würde. Wir stellen die Ausführung dieser Idee den vorerzählten Fabrikanten anheim, machen sie zu leicht aber dringend darauf aufmerksam, daß sie, um nicht gar zu schwere Verantwortung auf ihre Schultern zu laden, erst vor Allem dafür sorgen müssen, sämtliche leichte Frauenleiderstoffe zu nächst das chemische Kunststück des Unverwundbarmachens passieren zu lassen. Denn nicht los die leichtgedachten lobernden Liebes Briefchen, sondern auch die explosivenden Briefcouverts, die Teufelsdröckchen und andere dergleichen chemische Spielereien bedrohen unsere Frauenwelt in leichten, unpräparierten Kleidern nur zu sehr mit der grausen Gefahr, lebendig verbrannt zu werden!

Den ersten Mittwoch im September findet wieder eine der beliebtesten Flugschiffe der Norma Club, statt. Im Laufe dieser Woche werden die Tickets ausgegeben, und versetzt man sich ja bei Zeiten mit einem solchen, da nur eine bestimmte Anzahl ausgegeben wird. Sie sind bei allen Mitglidern zu haben. Das Arrangements-Comité besteht aus den Herren W. Nold, G. Henig und A. Zimmermann.

Sommer nachts fest. Montag Abend, den 31. d. M. findet im Woodland Garten das schon mehr erwähnte Sommer nachts fest des Gesangsvereins, Liederkreis, statt. Wer den Festen des Liederkreises im vorigen Sommer bewohnte, wird sich der ungetrübten Freude und Fröhlichkeit noch wohl erinnern, welche bei diesem Verein so heimlich ist. Jedemfalls wird dieses Fest eines der schönsten dieses Sommers werden.

Die Gräff'sche Operntruppe führt heute Abend das mit großem Beifall hier aufgenommene „Friedrich Schuler oder Preußen theilt Reue an“, auf allgemeines Verlangen auf. Das Programm ist außerordentlich reichhaltig und wer einen angenehmen Abend in einem unserer schönsten Gärten verbringen will, verfehle nicht heute Abend nach dem Woodland Garten zu gehen.

* Deffert etc. Das Wiener Schützenfest neigte sich seinem Ende zu; der Andrang der Abreisenden zu den Bahnhöfen war ein ungeheurer. Die Physiognomie des Fest und Schießplatzes hatte durch den Abgang so vieler Gäste eine bedeutende Kenterung erlitten; es war viel stiller geworden; die Stimmung aber war dieselbe festlich gehobene geblieben.

Auf dem Festsaal am vierten August erzielten die Reden des Dr. Mittermayer aus Heidelberg und des Landomans Kuri aus St. Gallen eine nicht unbedeutende Wirkung. Dr. Mittermayer nannte das dritte deutsche Bundeschießen die Morgenröthe eines neuen Tages, der aufleuchten sollte. Der Schützenbund sei berufen gewesen, dem Getriebe, welches Deffert aus dem Verbanne mit Deutschland habe ausschleiden wollen, kräftig entgegenzutreten; man sei gewohnt, in Deutschland viel gefallen zu lassen, aber eins lasse man sich nicht gefallen, daß man die treuesten Freunde Deutschlands aus seinem Herzen reiße.

Landammann Kuri bemerkte, daß er mit ungetheilten, großen Erwartungen nach Wien gekommen sei und unendlich Vieles vom Gehörten habe sich in schärfster Weise erfüllt und gezeigt; mit Betrübnis habe er aber die Einmischung von Elementen bemerkt, die nicht gerade das, was in Frage liege, vor Augen gehabt hätten. Die Völkler müßten Geduld haben können, ein Volk müsse ausharren können. Ein entschiedener Wille, ein wahrer Volkswille sei unüberwindlich, der müsse siegen; ein wahrer Volkswille sei Gotteswille und dagegen gebe es kein Zerreißen, kein Zerbrechen, kein diplomatisches Hin und Her. Aber der Volkswille müsse da sein, und durch alle Schichten müsse er hindurchgehen. Jeder müsse das Gefühl tragen, das Volk sei nicht da zu einer Maschine für die großen Herren, am wenigsten zu einer widerwilligen Kriegsmaschine gegen Brüder. Lasse man den Willen: Das ganze Deutschland soll es sein! zum Volke, zum Gotteswillen werden und damit nicht verzagt und frisch voran, Ostreich und Deutschland möchten mit liberalen Institutionen ganz Europa voranzulängen.

Am Abend fand das Concert des Wiener Männer-Gesangsvereins statt. Die Hauptstücke waren der Festgesang von Storch: „Kein Stück gerissen werde vom deutschen Mutterleib“. Den Schluß des Festes bildete das von der Strauß'schen Capelle gegebene „Deutsche Vaterland“.

Der Rath der Stadt Leipzig hat das nächste deutsche Schützenfest für Leipzig abgelehnt.

Die Schweizer Schützen haben in den Wiener Blättern ihren Dank für die wohlwollende Aufnahme und die herzlichsten Sympathiebekundungen, die ihnen von der gesammten Bevölkerung der Feststadt zu Theil geworden, ausgesprochen.

Ueber 700 Preisbecher hatten bereits am 5. August den 5. August von Gabentempel verlassen; es befanden sich indes noch mehrere hundert Becher dort, so daß man glaubte, die Zahl derselben würde nicht ganz erschöpft werden. Die meisten Becher und Schützengaben, welche nicht gewonnen werden, sollen dem Finanz-Comité übergeben werden, damit dasselbe bestimmt, inwiefern sie entweder zur theilweisen Deduktion des Defizits der äußeren oder unter gewissen Bedingungen für das vierte deutsche Bundeschießen in Aufbeahrung bleiben können.

In dem Bade Ischl hat sich ein trauriger Unglücksfall ereignet. Am Abend des 4. August befand sich der russische Fürst Gagarin, nebst seinem nebzehnjährigen Sohn und dessen Hofmeister, Herrn Reimann, vor den Schleusen, welche den gewaltigen Andrang des Wassers hemmen, als dieselben plötzlich geöffnet wurden und die mit furchtbarer Gewalt andringende Wassermasse sich über sie herwälzte und sie niederstieß, so daß der Hofmeister auf's linke, der Fürst und sein Sohn gegen das rechte Ufer hinfielen. Mit Aufwand aller Kräfte riß sich der Hofmeister empor und rückte nun einem der Unglücklichen die Hand zu reichen, allein ein mächtiger Wasserstrahl drang zwischen Beide und sie verschwanden unter dem Wasser. Der Hofmeister tauchte von Neuem auf und schwamm gegen das linke Ufer, wo er glücklich auf's Trockene gelangte. Nach einer halben Stunde ward der Fürst aufgefunden und aus dem Wasser gezogen, allein alle sofort von mehreren auf die Kunde von dem Unglück herbeigekommenen Aerzten angestellten Wiederbelebungsversuche erwiesen sich als vergeblich. Erst am nächsten Morgen ward die Leiche des jungen Fürsten aufgefunden. Die Fürstin Gagarin hatte sich beim Eintritt des Unglücks ganz in der Nähe in einer Sänfte befunden und sie hatte gesehen, wie das Wasser ihren Mann und Sohn fortgerissen; wie es heißt, ist sie, die früher schon immer sehr nervös war, in Folge des furchtbaren Schlags, der sie betraf, fast, irrenmäßig geworden.

Im ungarischen Landtage ist die Generaldebatte über das Wehrgesetz geschlossen worden; die erste Abstimmung, welche stattfand, hat gezeigt, daß der Gesetzentwurf die unbedeutende Mehrheit auf seiner Seite hat; die Deaf-Partei hat aber dennoch alle ihre abwesenden Mitglieder telegraphisch einberufen, um den Plan der

Opposition, durch Anstehen plötzlich die Versammlung beschlußfähig zu machen, zu vereiteln.

Arbeiter und Spekulanter machen sich auf meinen Morgen, Montag, den 24. August, Nachmittags um 3 Uhr stattfindenden Auktions-Verkauf von vier werthvollen Bauplätzen, sowie eine doppelte Frame-Cottage und den Leaschold für die Dauer von 14 Jahren auf 5 Bauplätzen aufmerksam. Der Verkauf wird an Caldwell Straße, zwischen Preston und Jackson, seinen Anfang nehmen. Da Eigentum wird ohne Rückhalt verkauft. Die Bedingungen sind liberal und werden beim Verkauf bekannt gemacht. Näheres ist aus der Auktions-Anzeige in einer andern Spalte zu ersehen.

Anton Kupf, No. 1433 Prestonstraße.

Kollision. Gestern morgen gegen neun Uhr rannte der Marktstraße Eisenbahnwagen No. 13 gegen einen Eisenwagen der Herren Ernst u. Zwieser, zwischen der Shelby und Campbellstraße. Zum Glück kamen die Passagiere mit dem Schreden davon.

Patente, erwirkt von J. C. Hewitt, Anwalt für Patente, No. 91, dritte Straße.

Indiana. Alvin B. Clark, Richmond, Pfahlschmied.

J. A. McCalland, Vernon, Verwendungs von Sägemehl und anderen Abfall als Brennmaterial.

John Janeway, Indianapolis, Bettfedergänge.

Tennessee. Chas. F. Woodruff, Newbern, Grunthhebungsmaschine.

Louisiana. E. McBeth, New Orleans, Fingerhut.

Henry Cowling, New Orleans, Ackerbaumaschine.

Auf Phoenix Hill wird heute excentres Lagerbier verzapft. Wer einen vergnügten Nachmittag haben will, gehe auf Phoenix Hill.

Im Löwengarten sind alle Vorbereitungen für einen wirklichen Sturm auf Küche und Keller gemacht. Die Louisville Star Band wird ihre herrlichen Weisen ertönen lassen.

Im Louisville Garten findet heute ein großes Concert statt, für gute Getränke, feine Speisen und Gärten ist georgt.

Die Gallerie des Hrn. Klaber erfreut sich stets eines guten Besuches und das mit Recht, denn Herr Klaber ist ein Künstler in seinem Fache und hat als solcher nicht nur einen guten Ruf in Louisville, sondern einen wirklich „amerikanischen Ruf“.

Nächsten Freitag Abend findet im Turnerhalle-Theater die Benefiz-Vorstellung für Hrn. Valentin Uffig statt.

Großes Pic Nic im Woodland Garten. Morgen Abend findet im Woodland Garten ein großes Pic Nic arrangirt von Herrn Bernhard Strube und dem Louisville Theater Orchester, statt. Herr Strube sowohl als das genannte Orchester haben sich um das Ervolung und Unterhaltung bedürftige Publikum so viele Verdienste erworben, daß der schöne Woodland Garten morgen Abend gewiß überfüllt ist, zumal da die umfassensten Anordnungen getroffen sind, dem Publikum einen genügenden Abend zu verschaffen.

Der dreiwöchentliche Jahresbericht der „Ohio College of Dental Surgery“ in Cincinnati ist soeben im Druck erschienen. Wie wir d. m. Berichte entnehmen, befindet sich die Anstalt in einem blühenden Zustande und verdient vollkommen das Vertrauen, welches ihr von den Studierenden geschenkt wurde. Hauptsächlich haben die vortheilhaften Vorlesungen der Doktoren Shadon, Driggs, Harroun, Palmer und Morgan dazu beigetragen, den Ruf des Instituts zu erhöhen. Ein neuer Curus beginnt am 15. October.

Wer sich mit Weinbau beschäftigen will, wer guten Wein kaufen will, wer gute Milchläse kaufen will, wer sein Geld vorthellhaft anzulegen wünscht, gehe Morgen früh zur Auktion von Union Kupf, an der Washington Straße zwischen Preston und Floyd. Für Näheres siehe Auktions-Anzeige in einer andern Spalte.

Im Woodland Garten findet heute wie gewöhnlich am Sonntag, ein großes Concert des Louisville Theater Orchester unter Leitung des Herrn Anton Zöller, statt. Für die besten Erfrischungen ist gesorgt, und kann daher Herr Bernhard Strube einem zahlreichen Besuch entgegensehen. Abends Vorstellung der Gräff'schen Operntruppe.

Deutsches Theater in der Turnerhalle. Heute Abend kommt im hiesigen deutschen Theater das Geister'sche Lustspiel: „Der Schneider als Naturdichter“, zur Aufführung. Das Stück ist ganz dazu geschaffen, um nach einer Woche voll Mühe und Sorgen sich einmal recht satt zu machen. Wer das Stück noch nicht gesehen hat, dem rathe wir heute Abend in's Turnerhalle Theater zu gehen. Wir's aber schon gesehen hat, kommt von selbst.

OmniBus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Kruppenkappel.

Sonntag, 23. August 1868.

Die neue Zeit.

Historischer Roman.

(Fortsetzung.)

Nun wohlan denn, Marie, schlüßte Ehrenreit, das Antlitz überströmte von Thränen, Sie wollen es, und so spreche ich es denn aus: Marie, ich vergebe Ihnen von ganzer Seele, vergebe Ihnen alle meine Schmerzen, meine Thränen, und sage Ihnen, daß aus den Schmerzen Tröstungen, und aus den Thränen Hoffnungen mir erblühet sind. Gott segne, behüte und belohne Sie, meine Wohlthäterin, meine Freundin!

Sie hatte das Haupt zu ihm aufgerichtet, mit gefalteten Händen seinen Worten zugehört, und allmählig war ihr Angesicht von einem glücklichen Lächeln überstrahlt worden.

Ich danke Ihnen, mein Freund, ich danke Ihnen, flüsterte sie jetzt leise, und leicht und mühelos, wie getragen von ihrer inneren Erhebung, richtete sie sich empor, und stand nun mit freudlichem Lächeln Ehrenreit gegenüber.

Weinen Sie nicht, mein Freund, sagte sie, alles Traurige ist nun abgethan und liegt hinter uns. Wir wollen nun nur noch des heitern Glücks uns freuen, welches uns Beide nach langen Irrfahrten wieder zusammenführt auf eine kurze Spanne Zeit. Sie sollen mir erzählen, wie das Alles so gekommen ist, und wie Sie gelebt und gekämpft haben.

Nein, sagte er innig, zuerst will ich das Alles von Ihnen erfahren, will hören, wie es Ihnen ergangen ist.

Er nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihr. Die alte Trude kam aus dem Hintergrunde hervor, und stellte sich neben den Lehnstuhl ihrer Herrin, begierig lauschend auf Ehrenreit's Worte.

Ich kann Ihnen nicht meine Vergangenheit so darlegen, sagte er lächelnd, wie Sie es vorhin thaten, als Sie auf Ihre Blumen hier deuteten. Ich mußte Ihnen dazu ausgerodete Wälder, urbar gemachtes Ackerland, eingetümmte Flüsse, aufgethane Hüften und Scheunen zeigen. Als ich damals in rasender Verzweiflung Sie verließ, traf ich draußen auf der Straße den Bankstrolcher. Er hatte neben der Haustür gestanden und mich erwartet. Ich wollte mich von ihm losreißen, aber er hielt mich fest. Ich schrie ihm zu, daß ich Ruhe haben wolle, Ruhe im Grabe für meine Schmach, meine Verzweiflung. Er aber packte mich fester, zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt fort, hob mich fast wie ein Kind in seinen Armen hinein, der in raschem Trab mit uns davon jagte, hinaus in's Freie, in die dichtesten Partien des Thiergartens. Ich schrie, ich wüßte, ich wollte aus dem Wagen springen. Aber auf der Seite, an welcher ich saß, war die Wagenthür ohne Griff und ließ sich nicht öffnen. Ich wollte an Splittgerber vorüber aus jener Thür hinaus und ich schrie: „Lassen Sie mich! Niemand soll mich zwingen zu leben! Ich will sterben, ich muß sterben!“ Aber da packten mich die Hände des alten Mannes wie eisernen Klammern, sie drückten mich auf den Sitz nieder, und vor meinen Ohren ertönte eine laute, fürchterliche Stimme. Sie klang mir wie eine Drommete des jüngsten Gerichts, und ich kann noch heute nicht überzeugen, daß es die des alten, guten Splittgerber war. Diese Stimme pochte auf mein Ohr: „Du hast kein Recht zu sterben, denn Du hast noch nicht gelebt. Gehe erst hin und lerne das Leben, damit Du Dir den Tod verdienst!“ Aber ich fühlte mich wie erschmettert von diesen fürchterlichen Worten, und sank bewußtlos zusammen.

Du hast kein Recht zu sterben, denn Du hast noch nicht gelebt, wiederholte Marie leise. Habe ich wohl gelebt, und ist es deshalb, daß — Sie schrak zusammen und unterbrach sich selbst. Weiter, mein Freund, erzählen Sie weiter!

Was weiter mit mir geschah, weiß ich nicht. Ich entsinne mich nur dunkel, daß ich war wie eine abgelebte Seele, welche im Weltall rastlos umherfliegt, und überall eine Heimat sucht und einen Zufluchtsort, und ihn doch nirgends findet. Ich war lange in der Hölle, und litt alle Qualen der Gernardier; ich lag wie Prometheus auf der Fels, und der Geier fraß meine Leber, und ich schrie verzweifelt zu Gott empor um Erbarmen. Als meine irrende Seele dann wieder auf die Erde zurückkehrte, und in die arbeitslose Hölle meines Körpers, und als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, da erzählten Sie mir, daß ich lange krank gewesen und gerast und getobt habe. Der alte gute Splittgerber hatte mich gepflegt wie einen Sohn, und als ich endlich genesen war, machte er mir allerlei glänzende Anerbietungen. Ich sollte sein Compagnon werden, sollte eine Commandite seines Hauses in New York errichten, und allerlei dergleichen Vorschläge. Ich schlug Alles aus, ich hörte immer noch jene Drommetenstimme, welche

rief: „Du hast kein Recht zu sterben, denn Du hast noch nicht gelebt. Gehe hin und lerne das Leben, damit Du Dir den Tod verdienst!“ Ich wollte mir den Tod verdienen, dies war Alles, was ich dachte, Niemand sollte mir dabei behilflich sein. Ich wollte es allein vollbringen, ich, ganz allein! Mit den armseligen Resten meines Vermögens ging ich fort, ohne irgend Jemand zu sagen, wohin. Mit der alten Welt war ich abgefunden und fertig, und so ging ich nach der neuen. Es gelüftete mich nach Kämpfen, nach Stürmen, nach Thaten. Ich kaufte mir ein Stück Land in Amerika, groß genug, um in Deutschland daraus ein kleines Herzogthum zu machen, ich mietete mir einige Arbeiter, Auswanderer, denen die Verzeihung aus den schlaffen Armen, der Trost aus den düsternen Augen blühte, und mit ihnen begann ich mein Werk! Ein ungeheures riesengroßes Werk war's! Eine Steppe und einen Urwald galt es in fruchtbares Ackerland, in nahrungsreiches Jagdrevier umzuwandeln. Was die Titanen der heiteren, glücklichen Götterwelt vielleicht nicht zu Stande gebracht, das vollführten die armen Menschen, denen die Verzeihung Muth, der Trost des Unglücks übermenschliche Kraft gab. Es war ein hartes Werk, Marie, glaubten Sie das diesen Händen, welche mit dem fleißigsten Proletariat ringen können um den Preis der Schweiß und der harten Haut. Aber es war ein Werk voll himmlischen Segens, denn wir sahen, daß unsere Arbeit nicht nutzlos war, wir sahen, daß sie gedieh. Jetzt ist das Land, welches ich als Wüst gelauft, auf welchem in reinlichen Hüften zurückene Arbeiter leben, und ich, ich weiß Segens ihrer Arbeit freuen. In der Mitte dieses Dorfes meiner Ansiedler liegt mein eigenes Haus, ein einfaches Blochhaus, aber behaglich genug für einen Arbeiter, wie ich es bin. Ueber der Thür ist eine Inschrift, die lautet: „Lerne arbeiten, dann lebst Du.“ Und in meinem Wohnzimmer an der Wand hängt eine große Tafel, auf der geschrieben steht: „Geld ist die Verführung, Arbeit ist die Erlösung. Der wahre Reichtum besteht nur in einem edlen Herzen, und in der Freude über die Arbeit.“

Sie sind ein edler, guter Mann, flüsterte Marie mit einem innigen Blick. Ob, wie danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind, wie freue ich mich Ihrer Heimkehr.

Ich bin nicht heimgekehrt, um hier zu bleiben, sagte Ehrenreit, ihre Hand an seine Lippen drückend. Ich bin nur gekommen, um Sie zu sehen, Marie, und um meine Rechnung mit dem Himmel zu machen, indem ich Sie mache mit dem Engel der Strafe, der mich hinausgetrieben aus meinen Sünden.

Na, ich wüßte doch nicht, wie Sie mein Schuldner sein könnten, sagte sie nachdenklich. Von mir haben Sie doch nichts bekommen als Grobheiten und Schimpfereien, und die sind Sie mir freilich schuldig geblieben. Wenn Sie mir die jetzt zurückgeben wollen, und wenn Sie mich 'ne alte Märrin und ein dummes, kurzschichtiges Weib, und 'ne unausstehliche Person nennen wollen, wie ich das oftmals oft in masculinum mit Ihnen gethan, na, dann sind Sie vollkommen berechtigt dazu, mir diese Grobheiten, die ich Ihnen oft genug geliehen, wieder zurück zu geben. Ich muß sagen, daß Sie recht daran thun, und es freut mich, daß ich das sagen muß, und ich nehme freimüthig Alles zurück, was ich früher Ihnen geliehen habe. Sie sind ein guter Mensch geworden, Herr Ehrenreit, und der liebe Gott selber wird seine Freude an Ihnen haben, denn es steht geschrieben: Wenn ein Ungerechter heimkehrt zu Gott, so ist größere Freude über ihn, als über hundert Gerechte. Also, mein guter, lieber Herr Ehrenreit, geben Sie mir jetzt alle meine Grobheiten und Schimpfereien zurück, und dann nachher geben Sie mir die Hand und sagen Sie: Trude, wir sind nun einander nichts schuldig geblieben, und am Ende ist sie doch eine alte treue Person, die's Herz aus dem rechten Fleck hat, und — und's Maulwerk auch!

Ehrenreit lächelte und reichte ihr seine Hand. Den Handschlag nehme ich an, Trude, aber die Grobheiten und Schimpfereien, die gebe ich nicht zurück, die mögen Sie behalten. Ich bin in einem höheren und schöneren Sinn Ihr Schuldner, denn Ihr tapferes und trotziges Gesicht hat mir oft vorgeschwebt, und zuweilen, wenn mir eine Arbeit gar zu schwer dächte, so meinte ich neben mir eine Stimme zu hören, welche sagte: „Arbeite, arbeite nur! Mit dem Schweiß, der von Deiner Stirn fließt, laufe Deine Seele los Du Seelenverläufer, denn sonst giebt Dir die alte Trude auf Erden und im Himmel keinen Pardon. Arbeite, arbeite! Im Schweiß Deines Angesichts ist Dein Brod, sonst kannst Du niemals in das Himmelreich kommen. Du Seelenverläufer!“ Sie wissen doch, daß dies der einzige Titel war, den Sie mir niemals bewilligten?

Na, Herr Ehrenreit, ich hatt' wohl auch noch andere Titel für Sie, sagte die Alte verschämt, aber dies war freilich der Haupttitel von wegen der fünfshundert Thaler, die —

Still, unterbrach sie Marie, indem sie sich langsam aufrichtete und nach der Thüre hinschauete, still! Hast Du nichts gehört, Trude?

Was denn, mein Herzenskind? Was soll ich gehört haben?

Es hielt ein Wagen vor der Thür an, und mein Herz stand auf einmal still, als erwartete es eine große Freude, oder ein großes Leid. Mir war's, als hörte ich Schritte auf dem Flur. Ja, ja, ich kenne seinen Gang, er war's, Er — Still, hörst Du nichts?

Sie schwiegen Alle und hielten den Athem an und borchten. Ja, es scheint, als ginge Jemand draußen, murmelte die Alte. Ich will doch einmal nachsehen, ob —

Es klopfte, rief Marie, Trude, es ist Jemand da, der —

Ruhig, mein Marienchen, ruhig, beschwichtigte Trude, wenn Du Dich so sehr aufregst, so wird es Dir schaden. Da klopfst es schon wieder, und —

Trude, sei kühler, rief Marie. Geh, bin, öffne die Thür. Laß mich nicht warten, denn ich glaube, ich habe nur noch wenig Zeit zu leben, ich kann nicht warten! Defne!

Trude war rasch nach der Thür hingeeilt, und hatte sie geöffnet. Sie jubelte zusammen, und winkte hinaus, drückte rasch die Thür wieder zu und wandte sich nach Marien hin, die athemlos, hoch aufgerichtet, neben dem Blumenstische stand.

Marienchen, sagte sie, und sie bemühte sich vergebens, ihre Stimme nicht zittern zu lassen, Marienchen, es ist allerdings Jemand da, der mich sprechen will, aber es ist ein Fremder, und er will vielleicht Blumen bestellen. Ich will los hinausgehen und ihn fragen.

Sie wollte die Thür wieder öffnen, aber Marie flog zu ihr hin, und hielt sie zurück. Du willst mich täuschen, Trude. Du weißt, wer draußen steht. Du kennst ihn, und ich, ich weiß es auch. Mein Herz sagt es mir! Philipp, mein Philipp, komm herein! Komm zu mir, Philipp!

Marie! rief draußen eine mächtige Männerstimme, und die Thür ward heftig aufgerissen, und mit ausgebreiteten Armen stürzte er hinein. Marie, wo bist Du! Marie!

Sie stieß einen Schrei aus, einen lauten, hellenden Freudenstrei, und flog zu ihm hin, und warf sich in seine Arme. Ob, da bist Du, mein Geliebter! Gott segne Dich, daß Du gekommen bist!

Meine Marie, meine Geliebte, sagte er glühend. Gott segne Dich, daß Du mich erwartest hast.

3.

Der grimme Tod.

Sie hielten einander fest umschlungen, ruhten Herz an Herzen, und vergaßen waren alle Stürme, alle Leiden, vergaßen die ganze Welt und Alles, was um sie her vorging. Sie saßen da, wie die alte Trude mit freudestrahelndem Gesicht, mit gefalteten Händen da stand und sie anschauete, und dann hastig dem Herrn Ehrenreit folgte, welcher leise auf den Boden aus dem Gemach schlich. Sie hörten's nicht, wie mit leisem Knarren hinter den Beiden die Thür geschlossen ward, so daß sie nun allein und unbeobachtet waren in dem stillen Gemach.

Und wären die Beiden auch geblieben, und wären hundert und hundert Augen forschend auf sie gerichtet gewesen, es hätte sie nicht gekümmert, sie wären doch allein gewesen, allein mit ihrer Liebe, mit ihrem Glück, mit ihr Freude des Wiedersehens!

Ihr Haupt ruhte noch immer an seiner Brust, er hielt sie noch immer fest an sein Herz gedrückt. Ob Marie, der Traum meines ganzen Lebens ist nun erfüllt, ich halte Dich in meinen Armen, und Du bist mein! Der rühelose Wanderer ist nun eingegangen in das gelobte Land der Heimath, und die Liebe und der Friede heißt ihn willkommen.

Ja, mein Philipp, flüsterte sie leise, die Liebe und der Friede heißt ihn willkommen. Der Schmerz ist nun von uns genommen für immer, und wir werden glücklich sein!

Ja, glücklich, meine Marie! Komm, habe Dein Antlitz auf, laß mich in Deine Augen sehen, laß mich darin Deine Liebe lesen!

Er wollte mit der Hand ihr Haupt von seiner Brust heben, aber sie drückte es nur noch fester an dieselbe.

Nein, mein Philipp, laß mich noch so ruhen, und träumen von seligem Glück. Ach, Marie, ich habe mich zwei lange, schmerzreiche Jahre nach Deinen Augen gesehnt, lasse sie mich endlich sehen, mein holdes, theures Lieb!

Warte noch einen Augenblick, Philipp, warnte, flüsterte sie, mit ihren beiden Armen sich fest an ihn anklammernd, und ihr Antlitz immer noch an seine Brust gelehnt. Ich habe Dir noch etwas zu sagen, mein Geliebter! Ich bin krank gewesen, sehr krank, und Sie haben geglaubt, ich würde sterben. Wenn Du mich ein wenig bleich und verändert findest, mein Geliebter, so kommt das nur daher, daß ich mich noch nicht ganz wieder erholt habe, daß ich erst in der Besserung begriffen bin. Daran denke, und erschrak nicht, und nun —

— laß mich an! Willkommen, willkommen, mein Philipp!

Sie hob ihr Haupt rasch empor, und es war ein so strahlender Ausdruck von Glück in ihren Zügen, und die Grabesroten auf ihren Wangen glühten und purpurn waren ihre Lippen, und glänzten diese tiefen schwarzen Augen. Der Tod war vielleicht gerührt von den tiefen Entzücken der Beiden, die lange Jahre dahin gegangen

waren unter der Gewitterwolke des Schmerzes, und jetzt wöhnten, daß sie ein Asyl gefunden gegen alle Stürme, und einen Balsam für alle Schmerzen, der Tod hatte vielleicht, da er vom Gott kommt, auch göttliches Erbarmen empfunden und hielt sich still verborgen hinter den gerötheten Wangen und den Purpurlippen, und gestattete es der Freude, daß sie das Antlitz Mariens mit einem leuchten Abendsonnenstrahl verklärte, und sie gesund und stark erscheinen ließ.

Philipp wenigstens sah ihn nicht, er ließ sich täuschen von den Grabesblumen, von dem Sonnenstrahl. Er hatte erwartet, Marie viel blasser, viel schwächer zu finden. Der Schulrath Gebide hatte ihn darauf vorbereitet, daß er sie als eine Hoffnungslose, eine Sterbende finden würde, welche nur noch durch die Sehnsucht, ihn zu sehen, auf der Erde zurückgehalten werde, und nun stand sie vor ihm mit rosenfarbten Wangen, einem Lächeln auf den Lippen und mit Augen, welche glänzten in Freude und Lust!

Ob, Marie, mein Kleinod, mein ersehntes Glück, wie schön Du bist, wie liebend. Und was sprichst Du denn von Krankheit und von bleichen Wangen, und von den Spuren der Krankheit. Ich sehe nichts davon, ich sehe Dich gesund, glücklich und schön, so schön, wie ich Dich mir immer gedacht habe, wenn ich in Rom und Florenz den Madonnen und den Heiligenbildern Raphael's und Giulio Romano's gegenüber stand. „Blickt mich nur mit Euren tiefen Augen an, sagte ich zu ihnen, fragt mich nur, ob ich Euch nicht bewundern und anbeten. Es ist wahr, Ihr seid schön und lieblich, aber ich weiß eine Marie, die ist schöner und reiner als Ihr Alle!“

Ich weiß eine Marie, aus deren Augen strahlt Jungfräulichkeit, Reinheit und Jugend, sie lächelt nicht so coquet wie Du, Maria della Sera, sie schaut nicht gelangweilt drein, wie Du, Maria di Fuligno. Heilige Liebe glänzt aus ihren Augen, und edle Gedanken wohnen auf ihrer reinen Stirn! Das ist meine Marie!“ Und nun habe ich Dich und nun halte ich Dich, meine Marie, und nichts kann uns nun noch trennen!

Nein, sagte sie innig, nichts kann uns nun trennen, als der Tod!

Der Tod hat nichts zu schaffen mit uns, mein Liebster. Wir wollen leben, ob, wie ein glückliches, herrliches Leben!

Ja, leben, leben, rief sie mit einem Ausdruck der Leidenschaft, der schmerzlichen Sehnsucht, vor welcher Morigens Herz erbebt, denn es war, als ob mit einem schrillen Nistion eine Saite gesprungen wäre an der Harfe, auf welcher sie eben das Hohlgedächtnis des Lebens und der Liebe begonnen wollte, und er sah in diesem Moment den Tod, der hinter den Rosen ihrer Wangen und dem Lächeln ihrer Purpurlippen hervordrückte.

Komm, meine theure, Geliebte, laß uns niedersinken. Da ist Dein Thronessell, und hier zu Deinen Füßen liegt der, welcher Dich anbetet, welcher mit Entzücken zu Dir aufschaut, meine Madonna, meine Maria!

Er hatte sie sanft zu dem Lebensstuhl hingeleitet, und sich dann zu ihren Füßen niedergelauert. Die gefalteten Hände auf ihre Kniee gelegt, schaute er zu ihr auf mit einem flammenden, leidenschaftlichen Blick.

Sie neigte sich über ihn, seliger Wonne voll, und frisch mit ihrer schmalen, kranken Hand über sein schwarzes lockiges Haar, und über die breite Stirn, welche sie einst immer so umwölkt und düster gesehen, und welche heute so klar und hell war wie der Himmel in ihrer eigenen Brust.

So habe ich Dich endlich wieder, Du Stern meines Lebens! Ob, wenn ich Dich anschauete, fühlte ich, daß das Leben schön ist und daß eine Stunde des Glückes nicht zu theuer bezahlt wird mit langen Jahren der Schmerzen und Entbehrung. Wir haben es theuer bezahlen müssen, mein Philipp, aber nun ist es da, das ersehnte Glück. Wir halten es in unseren umschlungenen Händen und nichts auf Erden kann es uns wieder entreißen!

Nein, nichts auf Erden, meine Geliebte! Wie Dyrseus bin ich nun heimgekehrt von meinen Irrfahrten durch das Leben, und da liege ich nun zu den Füßen meiner Penelope, und ich glaube, habe auch die Freier ausgetrieben, die sich einschleichen wollten bei meiner Holbeffen. War's nicht ein Freier, der zur Thüre hinausgeschlich, als ich entrat?

Ein Freier der Vergangenheit, nicht sie lächelnd. Du erkennst ihn nicht?

Habe ich ihn denn jemals gekannt? Doch was kümmert er uns, da er fort ist! Ich habe nicht nötig, ihn zu verjagen, und werde auch die alte Trude nicht als Kupplerin aufhängen, wie's Dyrseus mit den alten Weibern that, von denen der brave Homer, dann meldet: „Sie jappelten noch ein wenig, aber nicht lange.“

Sie lachten Beide. Es war jenes harmlose, kindliche Lachen, mit welchem das Glück auch die ernstesten Gesichter verklärt, und diejenigen, welche viel geküßt und schwer gelitten haben, auf der Schwelle des wiedergebundenen Paradieses auch die harmlosigkeit ihrer Jugend und das Lächeln ihrer Kindheit wiederfinden läßt.

Ah, meine Marie, wie schön bist Du, wenn Du lästst. Ich meine dann, alle diese Jahre der Schmerzen sind gar nicht gewesen, wir haben nur Beide von ihnen geträumt, und nun, da wir erwacht, sind

wir wieder in dem kleinen Dachtüschchen. Du bist wieder meine junge liebliche Schülerin, und der Conrector Morig kommt, um dem Fräulein von Leuthen eine Lektion in der italienischen Sprache zu geben. Ja, ja, es ist so, wir sind noch dieselben, und sieh' da liegen auch die Blumen auf Deinem Tische, wie damals, als mich die alte Trude zur ersten Lektion herinführte.

Er zog eine Handvoll Blumen von dem Tische zu sich nieder, und hielt sie in seinen beiden zusammengelegten Händen. Oh, ihr geliebten Blumen! Sie ist euch Gott und Göttin gewesen! Wie Gott aus dem Nichts hat sie euch geschaffen, wie die Göttin Flora streut sie euch aus über den Pfad der Menschen. Aber heute sollt ihr den schönsten, den herrlichsten Lohn empfangen für euer Dasein, heute sollt ihr sie selber schmücken, meine holde Flora!

Er sprang auf und nahm ganze Hände voll Beilchen, voll Stiefmütterchen, Nelken und Lilien von dem Tisch und streute sie über Mariens Haupt, über ihren Schooß und zu ihren Füßen nieder.

Laß mich von nun an Deinen Pfad mit Blumen bestreuen, mein Liebster. Mögeft Du niemals mehr an scharfem Gestein Dir die zarten Füße verwannten, und auf rauhen Wegen wandeln müssen. Blumen sollen unter Deinen Schritten aufsprössen, und ich will der Gärtner sein, der sie pfllegt.

Und bist selber meine Himmelsblume, meine Kaiserlilie, sagte sie, ihre Hände nach ihm ausstreckend. Er ergriff sie, und indem er sie an seine Lippen drückte, nahm er seinen früheren Pfad zu ihren Füßen wieder ein.

Wie schön ist es, Dir in die Augen zu sehen, sagte sie, und wie kräftig Du aussehest, gebräunt von der Sonne Italiens, und gekühlt von dem Kump mit dem Leben. Aus Dir, mein Geliebter, hat das Unglück einen Helden gemacht. Du bist größer, stolzer, siegesgewisser geworden.

Und bist nicht Du auch eine Heldin, Marie, eine siegreiche Heldin?

Eine siegreiche Heldin, wiederholte sie traurig. Aber sie raffte sich schnell wieder zusammen, — eine Heldin, welche mit dem Tode kämpft. Oh, sieh mich nicht so beklügt an, mein Philipp. Es geht mir gut. Es ist nur die Freude, die Lieberausung, welche mich ein wenig schwach macht. Aber Du findest ja, daß ich nicht krank aussehe, und also bin ich nicht krank. Du sagst, daß ich genesen werde, und also werde ich genesen. Sag's noch einmal, wiederhole es mir. Nicht wahr, ich bin nicht krank? Ich werde genesen?

Du wirst genesen, meine Marie, Du wirst wieder aufblühen in Glück und Freude.

Oh, Du sagst das mit so trauriger Stimme, als glaubtest Du selber nicht, was Du sagst! Aber ich will nicht sterben, nein, ich will nicht! Ich bin noch so jung, ich habe erst so wenig gelebt. Das Leben ist mir noch so viel Freuden schuldig geblieben. Ich will nicht sterben! Ich will leben! Leben!

Sie rief es mit einem lauten Angstschrei, als wäre das Leben der gewappnete Krieger, der sie verteidigen sollte gegen den heranschleichenden Tod mit dem heuchlerischen Dolch in der Knochenhand. Aber das Leben hatte für sie keine Waffe mehr, es zog sich schreiend zurück vor dem König, welcher mächtig ist wie der König des Lebens, und dessen Scepter eine Sichel ist, mit der er Köpfe mähet, wie der Schnitter die Mohnblumen auf den Feldern.

Philipp, mein Philipp, rief Marie, und ein Jüden ging durch ihre Gestalt hin. Bleibe bei mir, mein Geliebter! Es wird so dunkel vor meinen Augen, und da bohrt es schon wieder, bohrt so fürchterlich. Ach, Philipp, Du hast die Blumen zu, meinen Füßen hingestreckt, aber die Dornen sind in meinem Herzen geblieben. Und sie bohren, sie zerfleischen mein Herz! Es wird Nacht! Nacht! Trude!

Die Alte, welche treu und demüthig wie ein Hund draußen auf der Schwelle gelegen, stürzte jetzt herein und zu ihrem Herzenskind hin, das mit geschlossenen Augen, bleich und regungslos, von Morigens Armen umfassen, auf dem Lehnstuhl lag.

Trude, rufe den Arzt, schrie er entsetzt, hole Hülf herbei! Hülf! Hülf! Sie darf nicht sterben! Sie muß bei mir bleiben! Ach Gott, Gott, Du kannst es nicht wollen, daß sie mir entzissen wird! Du hast mich ihre Stimme vernommen lassen in Rom, da ich weit von ihr getrennt war, und ich bin dem Rufe dieser geliebten Stimme gefolgt, und bin hierher gekommen in rasender Eile. Du kannst es nicht wollen, daß diese geliebte Stimme nun auf immer für mich verstummen und ewiges Schweigen mich umgeben soll! Trude, so hilf doch! So rufe doch die Aergte herbei!

Es ist vergeblich, lieber Herr, vergeblich, flüsterte Trude, der die Thränen still über die Wangen niederrollten. Es ist keine Hülf mehr, das haben mir alle die Aergte gesagt, und haben gesagt, daß es so kommen würde, und daß es zu Ende wäre. Aber vielleicht ist's diesmal nur einer von ihren Anfällen, vielleicht können wir sie noch einmal erwecken.

Waren's nun die kalten Essenzen, mit denen Trude ihr die Schläfe rieb, die kalten Moschustropfen, welche sie in Mariens halbgeöffneten Mund träufelte, oder war es die flehende Stimme, mit welcher Morig ihren Namen rief und sie beschwor, ihn nicht zu verlassen, nicht von ihm zu gehen,

Stachelmeier.

Traveltown, in America, schräg in's
Winkelche.

August 23. 1868.

Beliebte Rebhachion!

Schod schwere Brett, war das eine
Woche. Nichte wie Ehrenbezeugungen
und Jeshenke! Wat id selbst bekommen
und für Anere bestimmt habe, will id
später verzeihen, vorläufig will id man
bloß ansehn, daß der plattdeutsche Drucker
eine Fahne von seine Freunde bekommen
hat, die mich velle Spaß macht. Es is
een wunderliches Banner und hängt,
wie id am Tage nach die Präsentations-
feierlichkeit bemerkt habe vor Ihre Office
in die Luft.

Bei diese Gelegenheit habe id noch den
plattdeutschen Drucker uf die Straße je-
troffen, wie er bis uf die Knochen jerührt
die Fahne betrachtete. Ich habe mir ihm
vorsichtig genähert; weil id nich wissen
konnte, wat möglicherweise passiren konnte,
habe meine beste Visage vorgenommen und
ihm denn jefragt, wat er denn da immer
so verliert uf seine ollen Jahre ankuckt.
„D, Stachelmeier!“ hat er jefagt, „hast
Du schon mal een schones Jeshenke jehabt,
hast Du schon mal empfunden, wat een
patriotisches Jeshenke is? Kannst Du dummer
Kerl Dir vorstellen, wie Caesar je-
föhrt hat, als er Borgemeister von Rom
und Kaiser von dat verunreinigte Europa
und Asien wurde? Kannst Du Dir den-
ken, wie der Berggogater jeföhrt hat, als
er zum ersten Male in seinem Local das
legte Seidel vom erste Faß verzappte?
Kannst Du jefahren, wie Plato föhrt,
als er seinen Staat in Gedanken uff-
baut hatte? Rude mir an und Du wirst
jefahren können, Du unglückliches Indi-
viduum!“ Als er dat jefagt hatte, konnte
er vor Rührung nich mehr weiter kommen,
denn die Thränen sind ihm faulbid über
die Waden jeflossen u. da id mein Schweis-
tuch zu Hause jefassen hatte, so habe id
ihm mit meiner Seufzerjappel das
Wasser von die Dogen jereinigt und mit
schnell jebriedt.

Wie id nach Hause kam, habe id ver-
schiedene folgende Jeshenken für een
Paar Personen jefragt.

1. Drei Haare aus dem Schweis des
Hundes, uf den die jeshlagene Prä-
sidenten-Candidaten kommen werden.
2. Zwei Staffeln von die Stufe des
Lafers für coquette Mädchen in Louis-
ville.
3. Een Zweig aus dem Boom der Er-
kenntnis für fromme Kirchgänger.
4. Eine Büchse mit Sand, die der
Stadttrath uns in die Dogen zu streuen
pfelegt.
5. Eenem Strauß blühender Redens-
arten für den Anzeiger.
6. Das Fell des Bären, den der Demo-
krat seine Leser uffbindet.
7. Dat Karnidel, das immer anfängt
für den Benjemin in die unner Stadt.
8. Een Stüd von den Trennraum zwi-
schen Nothheit und Unanständigkeit für een
berückichtigten klüchtigen Knoten.

Dat is vorläufig Allens, wat id jefun-
den habe. Hoffentlich jehet id Sie das
nächste Mal mehr, wenn id bei den jro-
hen vaterländischen Picnic in dem But-
land Jarten bei meinem Freind Strubel-
peter am morgigen Mondag jefewen bin,
wat für ein Fest uf denselben Dag fällt,
wenn id in Berlin mit mein Puffellen uf'n
Stralauer Fischzug auszurücken pfelegt.
Sie dürfen meinewegen noch binkommen,
wenn Sie nämlich Jeld haben, wat mir
aber Nichte anjehet, womit id mir den
Golder uffsege und schreie. Es jruht
in Achtung Ihr

Stachelmeier,
mit'n Picnicinstinct.

Ein grüner Baum ist eine sehr liebe
interessante Gesellschaft; bereitam und
nicht geschwätzig, schön und nicht eitel, ein
Quell beseligenden Wissens, und doch nicht
gelehrt. Er redet eine Sprache, die Je-
der versteht, den das Getriebe des Lebens
nicht gänzlich dem Herzen der Mutter Na-
tur entfremdet; ja, noch mehr, er redet
sogar, wie schmeichelnde Vertraute, stets
von dem, was Ohr und Herz am liebsten
hören mag. Der Mutter erzählt er von
den fernem Kindern, der Braut von dem
Geliebten, dem Jüngling flüstert er erste
Mahnung ins Ohr, daß seine Seele auf-
flammt in Thätendurst und Ruhmverlan-
gen. Und welch ein treuer Freund ist ein
grüner Baum den Kindern! Wie herrlich
läßt es sich spielen unter dem schönen grü-
nen Dach, das den kleinen Büschchen
seine schlanken Zweige bergiebt zu Rei-
terförmigen und Reitergeräten, den kleinen Mä-
dchen seine hübschen, zierlich gearbeite-
ten Blätter zu Kränzen für Kleid und Haar
..... und dem Alter—o, was ist ein grü-
ner Baum erst dem Alter! Der Greis,
die Matrone, die unter dem Baume aus-
ruhen, der mit ihnen gealtert, sie sehen
unter seinem Schatten, vom magischen
Lichte der Erinnerung erhellt, ihr ganzes
Leben neu vorüberziehen; ja ein Baum
ist das grüne Denkmal, das schöner als
Marmor die Gräber schmückt und in sei-
ner lebenswarmen Sprache die Treue lie-
bender Herzen aus der Vergangenheit in
die Zukunft trägt.

La femme passee.

Unter dieser schwer zu übersetzenden Be-
zeichnung, welche der Franzose einer Frau
gibt, deren erste Schönheit vergangen ist,
bringt die „Londoner Review“ die nach-
folgende in ihrer Art meisterhafte Schild-
derung: „Wenn die Frauen anfangen
alt zu werden und ihre erste Schönheit zu
verlieren, so beginnt für sie ohne Zweifel
eine Zeit der Prüfung, die je nach ihrer
Natur mehr oder weniger schmerzhaft ist.
Jugend u. Schönheit bilden einen Haupt-
bestandtheil ihres persönlichen Wertes,
ihre natürlichen Berechtigung zum Dasein
oder Raison d'être, wie der Franzose
sagt, daß manche, wenn jene Eigenschaf-
ten dahin geschwunden, ihr ganzes Leben
für beendet halten und glauben, daß sie
Alles verloren hätten, sobald sie nicht mehr
jung genug sind, um wie Mädchen geliebt
nicht mehr hübsch genug, um wie früher
bewundert zu werden. Denn Frauen von
einer gewissen Lebensstellung haben eine
so ungesunde Beschäftigung und so wenig
Ehrgeiz nach irgend etwas Anderem, als
ihrem erbärmlichen Gesellschafts- Kram,
daß sie ihre Lebensweise mit dem vorrük-
kenden Alter nicht mehr ändern können.
Sie machen gar nicht den Versuch, Inter-
esse an Dingen zu finden, die außer ih-
nen liegen und mit der persönlichen An-
ziehungskraft nichts zu thun haben, die
in der Jugend das einzige Glück ihres
Daseins bildeten. Namentlich ist das bei
Mode-Damen der Fall, die mehr auf ihr
Außeres sehen und mehr Werth auf ihre
äußere Erscheinung, als auf edle Hand-
lungen legen. Bei ihnen wird der Kampf
um die dahin schwindende Jugend zu ein-
er Art Wahnsinn, der sie tief herabwür-
digt. Bei der echten Frau von mittleren
Jahren—der angenehmen Frau mit glük-
lichem Gesicht und sanften Manieren,
welche die Reize zweier Lebensalter in sich
vereinigt und zu der Frische und Elastizität
der Jugend den vollen Werth der Er-
fahrung hinzusetzt—bei einer solchen Frau
findet dieser Kampf gegen Zeit und Natur
nie statt. Und gerade deshalb bleibt sie
schön bis zuletzt, weit schöner, als alle
Schminke und Waschwasser sie machen
können. Zuweilen, freilich selten genug,
treffen wir diese Frau auch jezt noch in
Gesellschaften, und immer bringt sie den
Hauch ihres eigenen Lebens mit sich, ein-
en Hauch von Ehrlichkeit, gesunder Wahr-
heit und Liebe, der Jeden der ihr Nahe-
den auf lange Zeit besser und reiner macht.
Alle Kinder und jungen Leute lieben sie,
weil sie von ihr geliebt und verstanden
werden. Denn sie ist vor Allen u. haupt-
sächlich Mutter, das heißt, eine Frau, die
sich selbst vergessen, die geben kann, ohne
wieder zu verlangen, die, ohne sich selbst
zu verlieren, in Anderen aufgeht und ihr
größtes Glück in dem Wohlfsein ihrer Um-
gebung findet. Und das thut sie nicht
klavisch, sie bringt kein übertriebenes
Opfer, sie erfüllt nur des Weibes höchste
Pflicht, folgt nur dem großmütterlichen
Instinkt, der nicht immer nothwendig ver-
langt, daß sie selbst Mutter jeit, sondern
bei allen Frauen, welche dieses Namens
würdig sind, in selbstloser Hingebung sei-
nen Ausdruck findet. Die ideale Frau
von mittlerem Alter versteht die jungen
Leute, weil sie mit ihnen gelebt hat. Ist
sie Mutter, so hat sie ihre mütterlichen
Pflichten mit Zärtlichkeit und Liebe er-
füllt. Sie hat ihre Kinderstube nicht der
Sorge einer bezahlten Magd anvertraut,
von der man erwartet, daß sie für hundert
Thaler jährlich alles das thun soll, wozu
doch der gewaltige Instinkt der Mutterliebe
die Mutter selbst nicht zwingen konnte!
Hatte sie Kinder, so pflegte sie dieselben
mit selbst und studirte ihre Natur, ihre
Krankheiten, die besten Methoden der
Heilung; wurden die Kinder größer, so
blieb sie ihre erste Freundin, die Vorreberin
ihres jungen Lebens, ihnen zugleich Sorg-
falt und Gerechtigkeit, Liebe und Rath-
spendend. Ueber einem solchen Leben hat
sie verlernt, an sich selbst zu denken. Wenn
ihre Kinder krank, vielleicht sterbend dar-
niederlagen, so hatte sie keine Neigung
und keine Zeit, auf ihr eigenes Neugeres
zu achten, zu überlegen, ob dieser An-
zug ihr besser stehe als jener, und was der
Doctor denken solle, wenn sie das Haar
aus dem Gesicht gestrichen, oder wie schlecht
sie ausgesehen haben mag in der Morgen-
dämmerung nach der schlaflos durchwach-
ten Nacht.

Die Welt und alle ihre kleinlichen Ver-
gnügungen und erbärmlichen Leiden ver-
schwinden vor dem gewaltigen Ernst des
Augenblicks, und der schönste Ball der
Saison erscheint ihr nicht eines einzigen
Gedankens werth im Vergleich zu der
Alles absorbirenden Frage, ob ihr Kind
nach dem letzten Trankchen besser geschla-
fen, oder ob es sein kleines Mahl mit bes-
serem Appetit genossen. Und gerade deshalb
ein Leben hat sie trotz aller Sorgen jung
und unselfisch glücklich erhalten, ja, wir möch-
ten sagen jung, weil ohne Selbstschick.
Erscheint sie mit ihren Töchtern im Zim-
mer—das gütliche Antlitz unbedeckt von
Schminke, in gefälliger, ihrem Geschma-
ck oder auch der Mode angemessener, aber
immer decenter und ihrem Alter entspre-
chender Kleidung—so hört man oft die
Bemerkung, daß sie mehr wie eine Schwe-
ster, als wie die Mutter ihrer Töchter aus-
sieht. Das Alles nur, weil sie in Har-
monie bleibt mit ihrem Alter und nicht
gegen dasselbe ankämpft; denn Harmonie
ist der Schlüssel aller Schönheit. Ihr

Haar mag mit Grau untermischt, der mäd-
chenhafte Schmelz ihres Lächelns verschwun-
den, die perlenscharfe Klarheit ihres Auges
umwölkt und die Anmuth der Form da-
hin sein, trotz alledem bleibt sie schön und
durch und durch jung. Was sie an äußerem
Reiz verloren—an der bezaubernden du-
diolo der ersten Jugend—das hat sie an
Charakter und Ausdruck gewonnen, und
während sie nicht danach strebt, das An-
ziehende eines jungen Mädchens nachzu-
ahmen, behält sie das, was die Natur ihr
gab: das Anziehende des mittleren Al-
ters. Und das jedes Alter seine eigene
Schönheit hat—o, wollten die Frauen
diese Wahrheit beherzigen!—so ist sie jezt
als Matrone von fünfzig Jahren, da ihre
Schönheit sich vergrößert hat, noch so
schön, wie sie als sechzehnjähriges Mäd-
chen war. Dies ist die ideale Frau von
mittleren Jahren, wie wir sie zuweilen
noch in Gesellschaften sehen, die Frau,
welche alle Männer achten, alle Frauen
beneiden, während sie sich wundern, „wie
sie das mache,“ welche alle jungen Leute
anbieten und die sie gern zur älteren
Schwester oder zur Verwandten haben
möchten. Und das Geheimniß von dem
Allen liegt in Wahrheit, Liebe, Reinheit
und Selbstlosigkeit.

Weit, weit entfernt von diesem Ideal
steht die „femme passee“ unserer Tage
—die Wirklichkeit, wie wir sie auf Ballen
und Festlichkeiten und Nachmittags zu
Hause treffen, immer voran in der tollen
Jagd nach Vergnügen, um dessen willen
sie allein in die Welt gesetzt zu sein glaubt!
Nach der jugendlichen Mode gekleidet,
ihre spärlich werdende Haare gefärbt, ge-
fräust und gebrannt, bis es rothbraunem
Werg ähnlicher sieht wie Haar, die
wellen Wangen roth gefärbt, den Hals
weiß geschminkt, die Büste mit schranken-
loser Großmuth zur Schau gestellt, als ob
Schönheit nach Knibjollen gemessen würde,
die Lippen geschwärtzt, damit das fleckige
Weiß der glanzlosen Augen durchdrückig er-
scheine—die Pupille vergrößert durch eine Dosis
Belladonna erweitert, ein unheimlicher
Glanz im Blick, den das Opium für ei-
nige Stunden hervorruft, oder auch Eau
de Cologne, von der sie einen ganzen La-
den in ihrem Wagen hat und die sie braucht,
wenn sie von Ball zu Ball fährt—keine
anmuthige Draperie von Spitzen oder
Gaze, um die Fülle ihrer robusten Reize
zu verbergen oder die schrecklichen Schatten
ihrer Magerkeit zu dämpfen—so steht sie
vor uns, die nicht alt werden und die
noch einem frischen, kochenden Mädchen gleich
sehen will, während sie doch nichts als ein
verblühtes Weib—verblüht und lächerlich
noch obenein! Keine Thorheit, die wir
selbst der gedankenlosen Jugend nur schwer
verzeihen würden, in welche sie sich nicht
mit der ganzen Fülle ihrer überreichen Er-
fahrung hineinstürzt! Gattin und Mutter,
wie sie es doch sein mag, kochet und
liebt sie, als hände ihr ein anständiger
Ausweg offen, wie ihren Töchtern, und
als wüßte sie nicht, wozu Solterier und
Liebeleien in jedem Alter führen. Verfolgen
sie die Lebensbahn einer solchen Frau, so
sehen wir, wie sie langsam, aber sicher nach
und nach in der Wahl ihrer Anbeter ber-
absichtigt und zuletzt mit Männern von nie-
driger gesellschaftlicher Stellung zufrieden
sein muß, die ihre Gönnerschaft durch Un-
terwürfigkeit erkaufen. Den besseren Män-
nern ihres eigenen Standes kann sie nichts
gewähren, was diese hochschätzen; so muß
sie sich mit Menschen gemeinen Schlages
einlassen, die mit offenen Augen das Ge-
schäft abschließen und die ganze Sache nur
als einen Tauschhandel betrachten, bei
dem sie nicht um einen Heller zu kurz kom-
men wollen. Der sie blendet wirklich ei-
nen sehr jungen Mann von niederem
Stand, der ebenso schwach wie ehrgeizig
ist und der die flüchtige Beachtung einer
„mittelalterlichen“ Frau von Stande für
etwas hält, womit er sich brüsten könne.
Und welches Beispiel giebt eine Frau, deren
Rang in der Gesellschaft nun einmal
nicht wegzuleugnen ist, der alle Thüren of-
fen stehen, und die als Matrone zugleich
als eine Lonangeberin in der Gesell-
schaft auftritt—welches Beispiel kann sie
den jungen Mädchen und Frauen geben,
die täglich mit ihr um gehen? Zu was ist
eine solche Frau überhaupt in der Welt
nütze? All ihre Zeit geht mit dem Ver-
such hin, sich selbst zwanzig oder dreißig
Jahre jünger zu machen, als sie ist, und
Andere zu dem Glauben zu verleiten;
dazu, die Hungerigen zu speisen, die Kran-
ken zu pflegen, den Gefallenen aufzurichten
und den Betrübten zu trösten, hat sie we-
der Gedanken noch Energie. Der einzige
Zweck ihres Daseins scheint—außer der
Verderbniß der Sitten—nur der zu sein,
einen gewissen Zweig der Fabrikation zu
begünstigen. Denn für wen, wenn nicht
für sie, sind die kleinen Geheimmittel be-
stimmt, die fortwährend zum Heil und
Frommen der Damenwelt angezeigt wer-
den, die „aux noires, brun et chatain,“
die dem Haar in einer Minute jede belle-
färbung geben, der „Kohl für die
Augenlider,“ das „blanc de Perle“ und
„rouge de Lubin,“ das nicht abgewa-
schen werden kann, das „sympathische Er-
röthen?“ Alle diese Mittel, die auch un-
sern Müttern und Schwestern cynisch zum
Gebrauch angeboten werden, finden ihre
Patronin in der femme passee, der mit-
telalterlichen Matrone, die wahrhaftig ge-
gen die Zeit ankämpft und nicht alt wer-
den will, trotz Allem, was die Natur ihr
zurust. So schilmt die Mädchen heutzu-

tage auch sein mögen—diese gräßliche Tra-
gödie ihrer Laster bei der modernen Ma-
trone ist doch noch schlimmer! Und ohne
den Einfluß dieser älteren Frauen wären
die jüngeren nie so weit gegangen! Wenn
die Mütter energisch Front machten gegen
die Thorheiten des Tages, so würden und
müßten die Töchter nachgeben. Aber so,
wie es ist, gehen sie der Jugend weit vor-
aus, und durch ihr Beispiel einer und
durch die Rivalität anderer jenen sie
den Fluch der Verderbniß weit hinaus
überall da, wo sie nur einen heilsamen
Einfluß üben und als gutes Beispiel die-
nen sollten. Wären nicht noch einige red-
liche Frauen übrig geblieben, die sich selbst
als die von Gott gesellten Hüterinnen der
Menschenwürde und Tugend betrachten,
so würde die Welt Hals über Kopf ins
Verderben stürzen. Aber so lange und
nur noch fünf Gerechte bleiben, verlieren
wir die Hoffnung nicht, daß uns sicher die
Zukunft gehört, sobald die gegenwärtige
ekelhafte Tollheit der gesellschaftlichen Zu-
stände erst vorüber.“

Einiger Klatsch über die Kaiserin Eugenie.

Das reiche, blonde, in's Röhliche spie-
lende Haar, die engeren Augentreife, der
belle durchsichtige Teint und das in die
Länge gezogene Oval des Gesichtes ver-
rathen die Schottländerin, Gang und Hal-
tung dagegen, die Lebhaftigkeit der Geber-
den, das Feuer im Blick, der zierliche Fuß,
die sinnliche Gewalt im ganzen Wesen
lassen die Südländerin erkennen, und aus
diesem Gemisch hat sich an der Kaiserin
ein eigenthümlicher Typus herausgebil-
det, der auffällt und anzieht, der Auf-
merksamkeit erregt und einnimmt. Die
Kaiserin Eugenie ist Spanierin in dem
ganzem Umfange der Bedeutung; sie ist
fromm bis zum Aberglauben, heftig, auf-
brausend, eifersüchtig, von ungewonne-
ner Art, herablassend ohne Absicht, d. h.
leicht über die Schranken, welche die
Stände trennen, sich hinwegsetzend; sie
geht mit Schranzen und Dienern wie mit
ihrem Gleichen um, sie scherzt und lacht
mit ihren Arbeiterinnen, mit ihrer Nahe-
rin und Pugschierin, wie mit Damen ih-
res Umganges. Die Glückliche, welche
der Kaiserin die Anzüge oder wenigstens
die meisten Anzüge fertigt, ist eine Frau
Moga. Sie gewinnt 200,000 Fres.
jährlich, da die ganze höhere officielle Da-
men-gesellschaft und selbst die Bankiers-
frauen, welche auf große Eleganz halten,
gegen den guten Ton zu verstoßen glaub-
ten, wenn sie ein Kleid anzögen, das in
einer andern Werkstatt, als der der Frau
Moga die Weibe erhalten.

Eines Tages kam Frau Moga nach St.
Cloud, um mit der Kaiserin über die
„Staatsangelegenheit“, welche derselben
als die wichtigste gilt, zu sprechen. Die
Fürstin erging sich im Park, und einer der
Aufwärter des Palastes zeigte aus Versehen
dem Kaiser an, daß ihn Frau Moga zu
sprechen wünsche. Der Kaiser, galant
wie er ist, ging ohne weitere Umstände,
die Angekommene zu empfangen, und er-
knüpfte eben mit der Kleidermacherin ein
Gespräch an, als die Fürstin vom Spa-
ziergang zurückkehrte. „Wie, Madame
Moga,“ rief diese unter Lachen, „Sie be-
nützen meine Abwesenheit, um den Kaiser
zu verführen?“ Der Kaiser lächelte,
und die Kaiserin, weit entfernt, in Ber-
legenheit zu kommen, fühlte sich durch den
Scherz geschmeichelt und rühte sich des-
selben nachher zu Freunden und Bekann-
ten wie einer hohen Auszeichnung.

Madame Moga, die Pugschierin, Rue
de la Paix, welche wegen ihres Geschmacks
und zum Theil auch wegen ihrer guten
Art, zu sprechen und sich zu benehmen, der
Kaiserin angenehm ist, war noch glückli-
cher als Madame Moga. Sie kam eines
Tages ebenfalls nach St. Cloud, als der
Kaiser und die Kaiserin auf der Terrasse
sich befanden; sie näherte sich, und die
Kaiserin, in einer Anwandlung heiterer
Laune, rief: „Louis, küssen Sie doch Ma-
dame Moga.“ „Mit Vergnügen“, erwi-
derte der Herrscher der Franzosen, nahm
den Hut ab, ging auf die Pugschierin zu
und pflanzte einen Kuß auf ihre Wange.
Es ist zu bemerken, daß Frau Moga außer-
lich von der Natur sehr vernachlässigt ist,
und daß dem Scherze der Kaiserin ein
wenig Bosheit zu Grunde lag.

Eine sehr wichtige Person für die Kai-
serin ist auch Herr Leroi, der die Rolle des
Barbiers Olivier am Hofe Ludwigs des
Eiften in den Tullerien fortzusetzen scheint.
Oegen Mittag, nach ihrer Rückkehr vom
Spaziergang, empfängt sie Herrn Leroi.
Wer aber ist Herr Leroi? Ist er ein
Staatsmann, Gelehrter, ein Schriftsteller,
ein Heerführer, ein Seemann? Herr Leroi
ist eine wichtige Person, aber doch
nichts von alledem.

Herr Leroi ist—kaum wage ich es aus-
zusprechen—ein Haartrüller, oder, wie
er in seiner bilderreichen Sprache von sich
rühmt, ein Mann, der die Köpfe zurecht-
bringt; ja, Herr Leroi ist nichts weiter
als ein Friseur, Place de Madeleine—
und der Kaiserin unentbehrlich. Ohne
Monsieur Leroi kein Fest und kein Ver-
gnügen, kein persönlicher Erfolg kein Reiz
des Daseins. Leroi muß die Kaiserin
auf ihren Reisen begleiten, er muß zu
Schiffe, wenn sie zu Schiffe geht, abgibt
sich die Kaiserin nach Biarritz, muß er in
die kleine Seestadt, geht sie nach Com-

piogne, muß er auf das Jagdschloß. Die
Paläste von St. Cloud und Tullerien
wären verödet, wenn Leroi nicht bei der
Hand wäre. Eine Frisur, an die Leroi
nicht Hand gelegt, ist ungültig, wie in ei-
nem constitutionellen Staat ein Decret
ohne die Gegenzeichnung eines Mini-
sters.

Monsieur Leroi hat zwei große, zwei
glänzende Talente, was sage ich zwei, er
hat mehrere. Von den zweien aber würde
eines genügen, das Glück eines Menschen
in Paris zu sichern: er weiß die Haare
und die Menschen zu behandeln, weich
und geschmeidig zu machen; er weiß zu
erzählen Stadtneuigkeiten wie Reiner, die
den Scandal gerade genug streifen, um
pikant zu sein, und die aber doch nicht an-
stößig erscheinen. Und wie er diese Ge-
schichten vorträgt, als hätte er von Vol-
taire oder Bocaccio die Kunst zu erzählen
gelernt. Noch ausgezeichnet aber, als
in der Kunst zu erzählen, ist er in der
Kunst zu erfahren.

Der Friseur hat mehr Einkommen als
ein Minister. Fast zwei Stunden bleibt
er täglich bei der Kaiserin. Gernahat
er ihr die Stadtneuigkeiten ergötlicher
oder interessanter Art erzählt; seitdem
aber die Fürstin sich mit Politik befaßt,
berichtet er ihr auch die Stimmung in An-
sehung der Gewalt, über die Aufnahme,
welche die eine oder die andere Regie-
rungsmaßregel findet, über die Haltung
der Parteien. Monsieur Leroi kann und
weiß ja Alles.

Die Frömmigkeit der Kaiserin, ihre
Vorliebe für die Jesuiten, die politische
Stellung, welche dieselbe in jüngster Zeit
eingenommen, und die damit zusam-
hängenden Differenzen mit dem Kaiser,
geben die anderen Farben des Gemäldes
her.

Origineller Brief

1zig Geliebte!

Du kannst noch
2feln an meiner
3e, da doch mein Herz nur
4 Dich schlägt. Mögen die Sera-
5s für uns sorgen; ich verdien's, denn
6, tralblatt der Zeitung wird Dir sagen,
7, daß ich tapfer und kein
8, Schlaffer war. Ich nehme Urlaub auf
9 kurze Zeit, und gib
10, ehe Du Dir's versehest, bin ich bei Dir.
11 Sage aber ja nicht
12, wenn ich um Deine Hand anhalte;
13 denn ehrlich gesagt, mir wärsen schon
14 alle
15e nach Dir. Ich schreibe diesen Brief
16 in größter
17 Hektigkeit; denn es schlägt
18, und die Post geht ab.
Dein Dich liebender
P. e. r.

Der gefährlichste Bruch. Ein junger
Mann, der sich der Wundarzneikunst ge-
widmet hatte, unterwarf sich der gewöhn-
lichen Prüfung. Nachdem der Examina-
tor ihn ein Langes u. Breites über Arm-,
Schenkel- und Beinbrüche gefragt hatte,
sagte er zu ihm: „Welches ist der gefä-
hrlichste Bruch?“
„Wenn man den Hals bricht!“ versetzte
der Befragte.

Kleine Buben brauchen nicht Alles zu
wissen. Zwei Buben werfen mit Steinen.
Ein Stein fliegt in das Fenster eines
Kaufmanns-Gewölbens und zertrümmert
eine Scheibe. Der altliche Kaufmann
tritt heraus; die schnellfüßigen Buben
retten sich auf die entgegengesetzte Seite.
Da winkt der Kaufmann dem Thäter und
sagt: „Du! komm' ein wenig herüber;
ich muß Dir Etwas sagen!“
Dieser erwidert im Entlaufen:
„Kleine Buben brauchen nicht Alles zu
wissen.“

Ein hübsches Mädchen gekand ihrem
Beichtvater mit Erröthen, daß sie sehr stolz
sei und kein Mittel dagegen wisse. „Meine
Töchter,“ sagte der Vater, „hast Du denn
auch etwas, um stolz zu sein, etwa Geld?“
„Ach, ich habe gar nichts,“ betheuerte das
Mädchen. „Nun, dann gehe ruhig nach
Hause,“ tröstete jener, „wenn Du nichts
hast, dann giebt sich der Stolz von selbst.“

Brummen. Nach der Einweihung und
dem Geläute einer neuen Kirchenglocke
sagte die Frau Pastorin zu ihrem Manne:
„Die Glocke gefällt mir nicht, ihr Klang
ist zu hell, sie sollte tiefer brummen.“
„Gedulde Dich, lieber Schatz,“ erwi-
derte der Eheherr, „es ist noch ganz jung,
wenn sie einmal so alt ist wie Du, wird
sie schon ordentlich brummen.“

Ein Bettler sprach einen Beckenberge-
henden um Almosen an. Dieser fragte
ihn: „Warum arbeitest Du nicht? Bist
Du ein Künstler?“
„Nein.“
„Ein Handwerker?“
„Nein.“
„Was bist Du denn?“
„Hungrig bin ich.“

Als Lord Chesterfield sehr gefährlich
krank lag, bekam er einen Besuch von ei-
nem sehr schönen Frauenzimmer, das wäh-
rend der Unterredung schauernd aufsaß
und ausrief: „Gott! ich bin so kalt, wie
der Tod!“ „Denn das ist,“ versetzte der
Lord, „so weigere ich mich nicht, ihn zu
umarmen.“

Der Abbe Liss.

Unter den vielen Unterhaltungen, ernsteren Artikeln und pikanten Causeries, welche über diesen merkwürdigen Genius nach der seltsamen Annahme der Tonsur geschrieben worden sind, zeichnen sich einige Mittheilungen von Kalisch, auf den wir noch zurückkommen, durch Ruhe und allgemein verständliches Interesse vortheilhast aus.

Als ich vor kurzer Zeit, so erzählt derselbe, etwa Morgens um 10 Uhr die Rue Rousseau entlang ging, stand der Abbe Liss in dem Anzuge seines geistlichen Ranges unverändert vor mir. Obgleich wir seit dem Jahre 1850 einander nicht begegnet sind und dieser Zeitraum, verstärkt durch die neue Tracht, den Musiker bedeutend umgewandelt hat, erkannte ich ihn doch auf den ersten Blick. Grüßend hielt ich ihn an, er sagte ein wenig, wir reichten einander die Hände. Er staunte, wie im Kampfe mit einem wunderlichen Traum, blühte ich dem berühmten Manne in's Angesicht. Ich habe ihn in so ganz andern Verhältnissen, unter einem andern Stern gesehen und gekannt. Franz Liss ist in dem Kleide der Weltentzogenheit, der dreifachen Verzückung: auf den eigenen Willen, auf Liebe und Reichthum, diese drei großen Impulse des gesellschaftlichen Lebens, diese drei Hebel irdischen Glückes und irdischer Größe! Ich hatte von diesen seltsamen aller Metamorphosen in den Zeitungen gelesen, überrascht hat mich die Erscheinung also nicht und dennoch konnte ich des tiefsten, des schmerzhaftesten Eintrucks nicht erweichen, als die Umwandlung selbsthaftig greifbar sich mir darstellte.

Carl V. in der Abgeschiedenheit von San Justo und das düstere Bild des Kaisers zu Pferde von Titian an der Galerie zu Madrid kam mir in den Sinn. Liss war auch ein Fürst und auch in seinem Reiche ging die Sonne nicht unter. Die abgedroschenen Sätze von der Hinfälligkeit alles Menschlichen umschwirten mich.

Zum ersten Male habe ich Liss in der vormärzlichen Concordia zu Wien kennen gelernt, es mag wohl 1846 gewesen sein. Varnsdorff stellte mich, ohne daß ich ihn darum ersucht hätte, mit der ihm eigenen Einfachheit und Lebenswürdigkeit dem ersten aller Clavierpieler vor.

Liss stand damals im Vollglanze seines Ruhmes. Alle Herrlichkeiten dieser südländischen Erde lagen zu seinen Füßen und er schien gar nicht übel Befriedung an diesen Gütern zu finden. Mehr als sieben Städte, Hunderte von Frauen stritten um seinen Besitz. Man erzählte, daß ehedem Berliner Damen um die Kaffeetasse, welche in der Unterstufe des Künstlers zurückgeblieben waren, förmlich mit einander gerungen und verzückt diesen Abzug verschlungen haben. Doch wer mag alle diese Huldigungen, welche dem glücklichsten aller Clavierpieler zu Theil geworden, wer all die Triumphe zählen, die der ewige Sieger gefeiert.

Er war eben mehr als ein Clavierpieler, mehr als ein Künstler. Denn er blieb noch abseits von seinem Instrumente eine Persönlichkeit voll Anmuth und Selbstgefühl, voll Zartheit und Kraft, voll feinen Tactes und vielfeitiger Bildung. Seine Lobredner haben vielleicht auf die anziehende Lebenswürdigkeit des Mannes, auf den Schwung und die fortwährende Genialität des Künstlers hingewiesen, um dessen Erfolge zu erklären und zu begründen, aber das, was ihn recht eigentlich vor seinen Kunstgenossen auszeichnete, haben sie hervorzuheben vergessen. Der große Virtuose ist das Kind der Pariser Gesellschaft, wie sie sich aus den mannigfachen Stürmen und zuletzt aus dem Siege der Juherhebung heraus entwickelt hat. Er gehört ganz dem Geiste an, das unerschrocken, raslos, aller Schranken spottend auf geistigem Gebiete nach allen Richtungen hin voranführte und sich vermaß, das Undurchdringliche zu durchdringen, das Unerreichbare zu erreichen, das Unerforschliche zu erforschen. Er lebte inmitten dieser wilden geistigen Wüsten, inmitten dieser rüchellosten Arbeit, die man, in sofern sie die Kunst angeht, etwas willkürlich mit dem Ausdruck „romantisch“ bezeichnet, die man richtiger „magisch“ nennen könnte. Es hat sich um jene Zeit in dem glühenden Mittelpunkt des französischen Lebens eine Bürger-Aristokratie, eine Art geistiger Oligarchie gebildet, die nach dem Sturze der älteren Bourbonen regierte. Liss gehörte zu dieser Aristokratie und nahm mehr oder weniger unmittelbar Theil an all den politischen, philosophischen, wissenschaftlichen u. künstlerischen Reibungen und Anstrengungen, die auf künstlerischen Gebieten menschlichen Strebens sich kund gaben. Derselbe Zusammenhang wie in allen Aristokratien bestand unter den tonangebenden Notabilitäten dieser Epoche und Liss kam in mehr oder weniger nahen Verkehr mit den hervorragenden Persönlichkeiten aller Fächer, mit Biers u. Lamartine, mit George Sand und Cremieux, mit Delacroix, Violon Barot, Lametairie u. Er theilte die Begriffe und die Anschauungen, das Selbstbewußtsein und den Stolz, kurz die Vorzüge und Fehler dieser mächtigen Gesellschaft.

König Louis Philipp sollte eines Tages eine Clavierausstellung, welche Erard veranstaltet hatte, besuchen und der berühmte

Fabrikant ersuchte den gezeigten Liss, den Ton der Claviere vor dem Fürsten zu erproben. Auf einer angebrachten Estrade saß er denn vor einem der ausgestellten Instrumente und schlug die verschiedenartigsten Accorde an, nachdem der König mit seinem Gefolge eingetreten war. Auf die Estrade emporsteigend, näherte sich der Fürst dem Künstler den er, als er noch Herzog von Orleans war und das Palais-Royal bewohnte, als ganz jungen Mann öfters bei sich gesehen hatte, und als dieser nach einigen Tönevolutionen ruhte, sagte ihm der Herrscher: „Sie haben sich verändert, seitdem ich Sie nicht gesehen habe. Sie waren früher so niedlich (gentil).“ „Sire“, entgegnete Liss, „gar viele Dinge und Personen haben sich seitdem verändert.“ Der Bürgerkönig biß sich auf die Lippen und lehrte den Künstler den Rücken. Er hat ihm diese lede Antwort lange nicht verziehen und zu wiederholten Malen nachher dessen Namen von der Liste der für den Orden der Ehrenlegion vorgeschlagenen gestrichen. Zuletzt freilich wurde der milde Herrscher durch Verwendungen aller Art verjöhnt und gewährte dem Virtuosen die heißbegehrte vielgeachtete Auszeichnung.

Nun darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der Glanz der Halbgöttergenossenschaft, wie sie auf dem Pariser Olymp um diese Zeit bestand, weithin drang, auf die Welt und selbst solchen Kreisen imponierte, welche die traditionswidrige Erziehung als ein Verbrechen an heiligen Lehren, als ein Ausnehmen gegen göttliche Einsegnungen zurückwiesen und unbarmherzig verwurten.

Wie wüthend sie auch sein mochten, die Herren mit der überkommenen Größe, mit den mystischen Vergänglichkeiten, mit ihren Begriffen von der Heiligkeit des Gedankens — sie konnten sich doch geheimer Bewunderung nicht erwehren für all den Kraftaufwand, für all die Schöpfungs-fähigkeit, für all die Unabdingbarkeit des Ringens nach ungekannter Vollendung, für all diese kühnen Unternehmungen und durchgeführten Werke. Die Vertreter der europäischen Feudalität zogen nach Paris, der Stadt des Entiegens, von der das Urtheil des Jahrhunderts, alle Verwirrung alterthümlicher Gedanken und Begriffe ausgegangen. Sie wanderten nach Paris, wo Alles ihnen widerstreben mußte, um sich da an Staatseinrichtungen, wie an Rede, Ton und Bild, die alle das Gepräge des modernen Trevels an sich tragen, zu ergötzen. Sie fanden da Zerstreuungen und Aufregungen aller Art u. konnten sich von der Langeweile der Litanen in ihren Kreisen erholen.

Die Gewohnheit der großen gebietenden Welt, der fortwährenden Zusammenhang mit derselben, die genaue Kenntniß ihrer Interessen, machten aus Liss eine interessante Gestalt, die durch hervorragende Geistesgaben und durch sein unvergleichliches musikalisches Talent noch gewinnender, anziehender wurde. Im Vertrauen auf seinen Werth stellte er jedem Kreise die Gleichheit als Bedingung seines Umganges; er durfte diese Bedingung stellen und sie wurde überall angenommen. Wohl seinen zweiten Künstler weißt die Neuzeit auf, der sich soviel herausnahm, wie der Glücklichste, und dem aristokratischen Uebermuth und Selbstüberhebung soviel nachgegeben hätten, wie ihm.

Die zurückweisende Antwort, welche er der Fürstin Metternich auf eine wegwerfende Frage zu der Zeit ertheilte, als der Fürst in Oesterreich allmächtig war, zeigt besser als jede Auseinandersetzung der Erziehung und den Charakter des Virtuosen. Aus den Folgen dieser Vermessenheit ist ersichtlich, wie viel dem Günstlinge des Schicksals von der unbedingtesten Klasse zugefallen wurde. Liss hatte Concerte in einigen Städten von Oberitalien gegeben und kam nach Wien. Der Fürstin Metternich empfohlen, ging er, sich derselben vorzustellen, und wurde empfangen, obgleich eine Dame im Salon sich befand. Auf eine Einladung nahm er Platz und nachdem er eine Weile dagestanden und die Hausfrau sich mit der Dame unterhalten hatte, ohne auf ihn zu achten, wendete sie sich endlich an ihn mit den Worten: „Haben Sie gute Geschäfte in Italien gemacht?“

„Ich mache Musik, aber keine Geschäfte, Fürstin“, entgegnete der Künstler trocken und das Zwiesgespräch hatte ein Ende. Die Fürstin setzte die Unterhaltung mit der Dame fort, ohne sich weiter um die Gegenwart des berühmten Virtuosen zu kümmern. Liss blieb einige Minuten sitzen, dann erhob er sich, grüßte u. ging. In seinem Concerte, welches wenige Tage darauf stattgefunden, fand der Minister Metternich sich ein, ging auf den Künstler zu, reichte ihm freundlich die Hand, drückte sein Bedauern darüber aus, daß er bei dessen Besuch von Geschäften in Anspruch genommen war, und bat mit feinem Lächeln, seiner Bemühn eine Flügeltigkeit der Sprache zugute zu halten. „Sie wissen doch, wie Frauen sind“, sagte er hinzu. Der Staatsmann und der Künstler schieden auf's Einmüthigste.

Der Verfasser spricht sich, nachdem er so in sehr interessanter Weise die Selbsterziehung Liss's in der damaligen Schule von Paris hervorgehoben, über den noblen Charakter des berühmten Tonsüßlers aus und hebt seinen Drang, Unglückliche zu helfen, hervor. Zugleich weist er entschieden den Vorwurf zurück,

als könne Liss aus Ehrgeiz, um von sich reden zu machen, die neue Wandlung seines Lebens gewählt haben. Wir schließen uns diesem Protest an und müssen daran erinnern, daß es möglich und vorwiegend von der Deffentlichkeit ist, in die inneren Ueberzeugungen und Gewissensfragen eines Menschen einzudringen.

Herzog Karl I. von Braunschweig und sein Pastor. Der Oberhofprediger des Herzogs Karl I. von Braunschweig (1735—1780) hieß Dreißigsmark und eben so originell wie der Name, war sein Träger. Ein Mann von vielen Bizarrieten, hatte er auch unläugbar bedeutende Züge und manche Anekdote von ihm kurbt noch heute im Volksmunde. Zum Beweise, wie wenig er Menschenfurcht kannte, mögen folgende beiden Eherzgeschichten dienen:

An Geburtstage des Herzogs (1. August) machte Dreißigsmark demselben jedesmal pflichtschuldig seine Aufwartung. So kommt er denn auch an einem Wiegenseiter seiner Gewohnheit gemäß, auf das Schloß und zwar des Morgens ganz früh, vor sieben Uhr. Er erfährt, daß der Herzog bereits seit einer halben Stunde in seinem Parke spazieren gehe, um die frische Morgenluft zu genießen, wie er es zu thun pflegte.

Sofort geht Dreißigsmark ebenfalls in den Park, sucht und findet den Herzog, der ganz allein eine Allee entlang wandelt. Er eilt auf ihn zu und redet ihn folgendermaßen an: „So eben habe ich eine große Freude gehabt, Durchlaucht. Ich komme in das Schloß und höre: Erw. Durchlaucht seien bereits im Parke.“ Eine noch größere Freude hatte ich, als ich bei meinem Eintritte in den Park Erw. Durchlaucht allein fand. „Siehe!“ dachte ich bei mir selbst, „da geht Er, die Stütze des Vaterlandes, Er, für dessen Wohlergehen tausend Herzen zum höchsten Herrn beten, Er, auf den heute alle Augen schauen — da geht er allein, hebt sein Angesicht zum Allmächtigen empor, schlägt sich auf die Brust und ruft: „Gott sei mit Eünder gnädig!“

Ein andermal hörte er, der Herzog sei ganz früh an einem Sonntage zur Jagd ausgebrochen. Nun hatte Karl I. selber ein sehr strenges Verbot gegen das Jaggen an Sonn- und Festtagen erlassen, aber da er ein großer Liebhaber der Pirsch war, so übertrat er sein eigenes Edict. Da er jedoch seinen Fehler gleichsam selber wieder gut machen wollte, brach er das Vergnügen des Morgens gegen 10 Uhr ab und galoppirte nach der Stadt zurück, wo er nebst seiner ganzen Suite fast schon beim Schluß des Gottesdienstes in die Kirche trat. Kaum erblickt ihn Dreißigsmark, als er auf's neue donnernd seine Stimme erhebt und in seiner Predigt allerlei offene und verdeckte Anspielungen gegen die „Sabbatschänder“ anbringt. Dann spricht er das Vaterunser, aber ehe er die Gemeinde segnet, nimmt er plötzlich das vom Herzoge erlassene Jagdgesetz hervor, welches er eigens mitgebracht, u. ohne durch des Herzogs Anwesenheit sich im Geringsten irre machen zu lassen, verliest er es vom Anfang bis zum Ende, sammt allen zahlreichen Straftiteln.

Der Herzog nahm jedoch die Sache als Scherz auf und überreichte seinem Oberhofprediger noch am nämlichen Mittage bei der Tafel die Strafgelehrte, die er zu zahlen hatte. Am andern Morgen ganz früh sendet Dreißigsmark folgende Dittung auf's Schloß: „Die von Er. Durchlaucht wegen des heillosen Jagdunfuges am Sonntage von Rechtemwegen zu erlegenden Strafgelehrten habe ich richtig erhalten.“

Unfehlbares Mittel gegen langweilige Reden. Wir finden in einer Correspondenz, daß in Amerika irgendwo ein Club existirt, in dem über der Rednerbühne ein riesiger Lichtdämpfer schwebte. Wurde ein Redner langweilig, so berührte der Präsident nur eine Schnur und der „Extinguisher“ senkte sich auf den unglücklichen Redner herab und verbrühte ihn allen Willen. Noch gefährlicher aber war es in der Mainzer Rathhalla, wo in der Rednerbühne eine Ventilation war, auf welcher der Redner, oft ohne es zu wissen, stand. Wurde er nun langweilig und die Narrenversammlung unruhig, — so hieß es: „Schluß! Schluß! Schluß!“ Wups, drückte der Narren-Präsident an einem Knopfe, und — schrupp, ging die Ventilation hinab, und der durchgefallene Redner verschwand mit Blüheschnelle unter dem Podium. Beide Erfindungen verdienen eigentlich zur Zeit einer Präbenten-Campagne allgemeine Nachahmung.

Warnung eines Diebes. Ein Dieb stahl in einem Hause einen großen kupfernen Kessel. Als er mit demselben hinausgehen wollte, trat der Herr des Hauses herein. Der Dieb rief ihm sogleich entgegen: „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, daß Sie sich nicht schwarz machen.“ Der Eigentümer des Kessels ging also aus dem Wege und machte dem Diebe Platz, weil er glaubte, daß an dem Kessel etwas auszubessern sei.

Abzug. Die meisten Stuper sollten dem Gutabgabegouverneur beitreten; denn ihre Köpfe, so arm an Gehalt, können keinen Abzug vertragen.

Kurzgefaßte ausführliche Beschreibung der neuen preussischen Provinzen.

nach amtlichen Quellen für den Schulgebrauch zusammengestellt.

(Aus dem soeben erschienenen humoristisch-satirischen „Volkstaleander des Klabradars“, Verlag von Hofmann u. Co.) Komm, Freund! 's ist Zeit, uns umzusehen in unsern Annerionen; — die Länder einzeln durchzugehen und die so darin wohnen. — Darum folge mir und laß mit Ernst von Land zu Land uns wallen, — damit du siehst, damit du lernst, wie es bestellt in allen.

H a n n o v e r war von altersher ganz eigenthümlich wellisch, — vom Fels des Harzer bis zum Meer, wo Steinbunt wohnt und Schellfisch. — Auf einmal dann — o Mißgeschick! kam die Metamorphose; — Nichts von den Welsen blieb zurück, — als nur der Welsen Hofe.

Das Land ist, wie man anders auch theils fruchtbar, theils auch „pauvre.“ Das reinste Deutsch ist im Gebrauch in Sachsen und Hannover. — Viel Bier und Bildung producirt Göttingen an der Leine, — seitdem dort mit Erfolg studirt der späte Heinrich Heine.

B o r l u n e b u r g halt' dich zurück! Da ist es nicht erbaulich; — da schweist der wilde Hadeschund und macht die Gegend graulich. — Jetzt schnell noch Goslar ansehnen, wo vieles ist zu schauen! — Da siehst du Krückerlampen stehn, zu Marmelfein gebauen.

K u r h e s s e n hat durch Mancherlei von oben sehr gelitten. — Der Unterthan war oft wie Heu verkauft an edle Briten. — Was anderwärts für schauerbar man hält, war dort gewöhnlich; — erschien doch Belzebub sogar St. Elmar einst persönlich.

Gottlob! die Zeit nahm Manches mit, was drückend lag auf Hessen. — Schon ist seit Dietrich nicht mehr trübs, des Hasses Fluch vergessen. Jetzt ziehn wir frei hinab, hinaus, von einem End' zum andern — durch's Hessenland; — nach Marburg, auf! nach Kassel laß uns wandern.

Das ist der Det, wo früher es oft darüber ging und drunter. — Frei schaut jetzt Monseur Herules von Wilhelmshöhe herunter. — Welch hübsches Land! — Jedoch es wächst der Appetit beim Essen. — Nur immer weiter fort im Det! — Giebt es nicht noch ein Hessen?

Nach Nassau, Freund, reis' ich mit dir sogleich auf deine Kosten. In Rüdesheim, da sorgen wir, daß nicht die Reblen rothen. — Wer hier nicht singt: „Verträgt mit Laub!“ — der ist — verzeih! — ein Fiel. Sieh' nur, wie liegt hier freundlich Laub und drüben Dörmesel.

Und willst du zur Ernüchterung mal etwas Andres, Käters: — ei nun, dann quillt der rechte Trunk ganz in der Röh' zu Selters. — Hier strömt der Quell, der nie verfließt aus saizgen Berggeschichten, — ob Soda gleich daneben liegt, kann ich dir nicht berichten.

W i e s b a d e n, Freund, vermeiden wir! Wir haben doch nichts übrig — für Rouge et Noir; — komm! trinken wir ein letztes Glas in Viebrich! — Man trifft's doch nirgend besser an, als wir's in Nassau fanden! — Nassauer freilich findet man auch sonst in deutschen Landen —

T r a n k f u r t am Main ist eine Stadt, die reich an reichen Jüden. — Dort lebt der Mensch, der etwas hat, gemüthlich und juridisch. Jetzt soll es auch schon anders sein, seit dort gebau't die Preussen. — Natürlich liegt die Stadt am Main, — wie könnt sie sonst so heißen?

Vor Zeiten war der Krönungsort der heiligen röm'schen Kaiser. Noch lebt Rothbühl der Große dort, der Dufreund bösser Häuser. Viel alte Pracht und Herrlichkeit heut diese Stadt der Städte.

Auch fast dort vor geraumer Zeit der Bücherschreiber Göthe. Und in der Eichenbetmer Gass', da krächzen Kräb'n und Raben — noch immer ohne Unterlaß, — da liegt der Hund begraben.

Geb' still vorbei, dein Kreuzlein schlag! Und bei der nächsten Flasche — denk an den sel'gen Bundestag! — Sanft ruh' des Aermsten Asche!

Noch einmal komm zum Meeresstrand, ins schöne, vielbesung'ne — und vielumlampfte nord'sche Land, ins mehr und mehr umschlung'ne — Heil! Schleswig-Holstein, unser Ziel! Du Wege deutscher Flotte! — Kiel, sel' gegrüßt uns, unser Kiel! — Sei uns willkommen, Spotte!

Jetzt in die Marschen, wo das Kind fettbelastet schreiet! — Wie mächtig hier die Stullen sind! Wie ist der Sped verbreitet! — Wie lächeln unsern Augen hier die Wiesen, grün und sammtig! — Doch auch voll Wehmuth denken wir des armen Angekommenen.

Wie steht das kleine Lauenburg? Tief unten an der Elbe! — Komm Freund, wir eilen schnell hindurch und sehn im Flug dasfelde.

Andächtig wollen wir uns sel'n vor diesen grünen Hügel — hier ruht der Philosoph von Mölln, genannt Till Eulenspiegel.

Nun bitt' ich: ja nicht zu weit rechts! — Das würd' uns wenig frommen: — denn da liegt Medlenburg, da möcht's uns doch wohl schlecht bekommen.

Soll'n wir vielleicht bei Runo Hahn anmelden uns zum Schmause? — Nein! hartig auf die Eisenbahn und unverweilt nach Hause!

Nun glaub' ich, Freund, weißt du Bescheid in Preußen neuen Ländern. — Ich denk', wir werden mit der Zeit uns wohl noch mehr verändern. — Nimm dies, der du genugsam bist, als guten Willens Pfänder! — Fortsetzung bringt — wenn's möglich ist — ein späterer Volkstaleander.

Der Dieb und der Teufel.

Ein Märchen von Ludwig Bechstein.

Es war einmal ein Einsiedler, dem schenkte ein frommer Mann aus Barmherzigkeit und um Gottes Willen eine Kuh. Ein Dieb erfuhr das und gedachte diese Kuh sich anzuweigen. Als er zur Nachtzeit sich auf den Weg machte nach der Klause des Einsiedlers, welcher einige Pilgrime bei sich beherbergte, was dem Diebe ebenfalls bekannt war, hieß er auf einen Mann, welcher auf dem gleichen Wege auf und ab ging. Der Dieb vermutete es möge ein anderer Dieb sein, der dieselbe Absicht hatte, wie er, und fragte:

Wer bist Du? Was hast Du hier zu schaffen? Was führst Du im Schilde?

Darauf antwortete jener: Wenn Du es wissen magst, will ich Dir es sagen, ich bin der Teufel, und will dem Einsiedler in dieser Nacht das Genid brechen, denn ich haße ihn schon lange, und habe nun heute endlich Macht über ihn gewonnen, denn er beherbergt in heutiger Nacht einen Wissethäter. Darum warte ich nur hier, bis dieser mit seinem Gefährten sich schlafen gelegt hat. Und was suchst Du hier?

Ich? fragte der Dieb. Ich habe es nicht so schlimm im Sinne, wie Du. Solche schwarze Pläne hege ich keineswegs. Ich will dem Einsiedler nur aus Mitleid eine Kuh wegführen, denn ihr Gebrüll stört die Andacht des frommen Mannes, auch weiß er nicht mit einer Kuh umzugehen, und sie könnte ihn mit ihren Hörnern schädigen.

Nun gingen der Dieb und der Teufel miteinander nach der Klause des Einsiedlers, welche seine Kuh angebunden, und sich zur Ruhe niedergelegt hatte. Jetzt dachte der Dieb bei sich selbst, Du mußt eilen, daß Du erst die Kuh gewinnst, denn wenn der Teufel an den Einsiedler kommt, und ihn erwürgen will, so wird derselbe aufwachen und schreien, davon werden die Pilgrime ebenfalls aufwachen, ihm zu helfen eilen und dann finden und fangen sie zuletzt Dich. Darum besser ist besser — erst die Kuh, dann den Hals. Sprach daher zu dem Teufel: Höre und halte einmal. Laß mich erst meine Kuh holen, hernach mache mit dem Einsiedler was Du willst.

Mit nicken! sprach der Teufel. Erst erwäge ich ihn, dann nimm Du Dir, was Dir gefällt.

Nicht also! widersprach der Dieb. Ich muß zuerst in die Klause.

Wagst Du mir Trost zu bieten? zischte der Teufel leise und rollte seine glühenden Augen wild im Kopse.

Ich habe mich noch nie vor einem dummen Teufel gefürchtet! antwortete der Dieb.

Darauf traltete ihm der Teufel noch dem Hals — und da schrie der Dieb: Mordjo! Mordjo! Einsiedler! Holla! Der Teufel will uns an den Krügen! Hilfe! Hilfe! Indem so erwachte der Einsiedler aus dem Schlafe und die Pilgrime wachten auch auf, und der Einsiedler eilte aus der Klause mit einem Kreuzfähr — vor diesem entwich spornstreichs der Teufel und die Pilgrime hatten ihre harten und langen Steden, vor diesen fürchtete sich der Dieb und lief was er laufen konnte. So rettete der Einsiedler seinen Hals und seine Kuh, weil sich seine beiden Feinde entweit hatten. Darum ist das ein weiser Mann, der seiner Feinde Zwietracht nützt und sie ausbeutet zu seinem Vorthell.

Eine Grabschrift.

Hier ruht Christian Ribert, für fünftausend Dollars versichert — Diese und ein Häuschen dazu — Wieben auch der Gattin Friede und Ruh'.

Gebetsbezeichnungen. Anna hatte zwei Abendgebete gelernt. Der Anfang des ersten lautete:

„Weil ich Jesu Schäflein bin: der des andern:

„Breit' aus die Flügel beide, O Jesu, meine Freunde, Und nimm dein Küchlein ein!“

Eines Abends ist Anna ausnahmsweise von der Tante zu Bett gebracht worden und soll nun beten. Das Kind, in Zweifel, welches von beiden Gebeten es heute sprechen soll, fragt: „Liebe Tante, was soll ich denn beten: das vom Schäflein oder vom Pimpfchen?“

Ein Mädchen, das gut kann, sich allen häuslichen Arbeiten willig unterzieht und gute Zeugnisse hat, wünscht auf Oßern eine Stelle, am liebsten in eine stille Haus-haltung. Das Nähere bei der Expedition.